ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

Monatsschrift für die Wissenschaft vom ganzen Orient

und seinen Beziehungen zu den angrenzenden Kulturkreisen

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **G. Bergsträßer**, Dr. **H. Ehelolf** und Prof. Dr. **A. v. Le Coq**

Herausgegeben von

Professor Dr. Walter Wreszinski

INHALT:

Zum Ursprung der Tell-el-Jehudije-Vasen. Von M. Pieper 161

Eine neue Inschrift aus Byblos (um 900). Von H. Bauer 164

Besprechungen: . . . . . 166—224

André, P. J.: L'Islam et les Races. I. Les Origines, le Tronc et la Greffe. II. Les Rameaux. (R. Hartmann) 200

Banse, E.: Illustrierte Länderkunde. (M. Friederichsen) 168

Bewer, J.: The Literature of the Old Testament in its Historical Development. (G. Beer). . 187

Christ, K.: Die Bibliothek Reuchlins in Pforzheim. (H. Bauer) 166

Efros, I.: Philosophical Terms in the Moreh Nebukim. (F. Perles) 192

Feghali, M.: Le parler de Kfar'abîda. (C. Brockelmann) 194

—: Étude sur les emprunts syriaques dans les parlers arabes du Liban. (C. Brockelmann) 194

Frobenius, L.: Dämonen d. Sudan. (B. Ankermann) 222

—: Volksdichtungen aus Oberguinea. I: Fabuleien dreier Völker. (B. Ankermann) . . 222

Gilbertson, G. W.: The Balochi Language. A Grammar and Manual. (H. H. Schaeder) . 206

Gunn, B.: Studies in Egyptian Syntax. (A. Erman) 178

Haller, M.: Das Judentum. (C. Kuhl) 188

Hempel, J.: Hebräisches Wörterbuch zu Jesaja. (C. Kuhl) 185

Herford, R. T.: The Pharisees. (M. Dibelius) 175

Herrmann, J.: Hebräisches Wörterbuch zu den Psalmen. (C. Kuhl) 185

Jacob, G.: Der Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland, vornehmlich während des Mittelalters. (J. Hell) 170

Jacoby, H.: Eine Sammlung orientalischer Teppiche. (K. Wulzinger) 203

Johanssen, E.: Mysterien eines Bantu-Volkes. (B. Ankermann) 223

Kampers, F.: Vom Werdegang der abendländischen Kaisermystik. (W. Otto) 171

Kraft, B.: Die Evangelienzitate des heiligen Irenäus. (E. Seeberg) 174

Moreland, W. H.: From Akbar to Aurangzeb. (H. Goetz) 211

Mose ben Maimon: Führer der Unschlüssigen übertr. v. A. Weiss. (M. Plessner) . . . 189

Münsterberg, O.: Chinesische Kunstgeschichte. Bd. I u. II. 2. Aufl. (E. Waldschmidt) . 215

Niederberger, P. B.: Die Logoslehre des hl. Cyrill von Jerusalem. (E. Seeberg) 175

Rückert, F.: D. hundert Strophen d. Amaru. (O. Stein) 210

Rypka, J.: Beiträge zur Biographie, Charakteristik u. Interpretation des türkischen Dichters Sábit. I. Teil. (M. Grünert) 199

Sapper, K: Die Tropen. (M. Friederichsen) . 169

Schmidt, C.: Pistis Sophia neu hrsg. (W. Spiegelberg) 182

—: Pistis Sophia übers. (W. Spiegelberg) . 182

Simpson, D. C.: Pentateuchal Criticism. (W. Eichrodt) 188

Soane, E. B.: Grammar of the Kurmanji or Kurdish Language. (H. H. Schaeder) . . 206

Speiser, F.: Südsee, Urwald, Kannibalen. 1. u. 2. Aufl. (P. Hambruch) 220

—: Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden u. den Banks-Inseln. (P. Hambruch) 220

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses auf der nächsten Seite.

Preis halbjährlich Rm. 21 —; für Mitglieder der DMG Rm. 17.50. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften, ebenso Manuskripte, an das betreffende Mitglied der Schriftleitung zu richten.

Es ist zuständig:

für **Semitistik und Turkologie** Prof. Dr. G. **Bergsträßer**, Heidelberg, Erwin-Rohdestr. 10,

für **Keilschriftforschung** Dr. H. **Ehelolf**, Berlin C 2, Am Lustgarten, Neben der Nationalgalerie,

für den **mittl. u. fernen Osten** Prof. Dr. A. v. **Le Coq**, Direkt. b. d. Staats-Museen, Berlin SW 11, Königgrätzer Str. 120,

für **Allgemeines, Aegyptologie, Mittelmeerkulturen, Afrikanistik** Prof. Dr. W. **Wreszinski**. (Zuschriften an den Verlag erb.; s. Notiz am Kopf der Nr. 1925, 9/10). — Rezensionsexemplare nach Leipzig. Jährlich 12 Nummern.

29. Jahrgang Nr. 3 März 1926

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig

Blumengasse 2.

(Fortsetzung)

Tessmann. G.: Die Bubi auf Fernando Poo. (H. Baumann) 218
Weiss, A.: Mose ben Maimon, Führer der Unschlüssigen. (M. Plessner) 189
Aus gelehrten Gesellschaften 224
Druckfehlerberichtigung G. B. 224
Zeitschriftenschau: Archivum Romanicum — Bulletin of the American schools of oriental research — Chemiker-Zeitung — Deutsche Rundschau — The Expositor — The Geographical Journal — Geografisk Tidsskrift — Hermes — The Hibbert Journal — Jahrbuch der asiatischen Kunst — Japanisch-Deutsche Zeitschrift — Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society — The Journal of Hellenic Studies — Journal des Savants — Kunstchronik — Literarisches Zentralblatt — Literaturblatt für germanische u. romanische Philologie — Museum — Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen — The Nation and the Athenaeum — Neue Allgemeine Missionszeitschrift — Neue Kirchliche Zeitschrift — Philologische Wochenschrift — Revue Archéologique — Revue Biblique — Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wissensch. — Theologische Literaturzeitung — Tijdschrift v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde — Ungarische Jahrbücher — Zeitschrift für Indologie und Iranistik . 224—231
Zur Besprechung eingelaufen . . . . . 231—232

In meinem Verlag ist soeben erschienen

JULIUS KURTH

Die Geschichte des japanischen Holzschnitts

Band I: **Von den Anfängen bis Harunobu.**

Quartband in Ganzleinen. VIII, 444 Seiten. Mit 66 Textabbildungen und 29 Tafeln, davon 17 farbig. Preis RM. 80.—

Schlußband II erscheint 1927 in gleicher Ausstattung und zum gleichen Preis. Die Abnahme von Band I verpflichtet zum Bezug des ganzen Werkes.

KARL W. HIERSEMANN / LEIPZIG.

Vor kurzem erschien:

Mitteilungen
der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft
30. Jahrgang. 1925. Heft 1

Drei altelamische Stelen

von **Dr. Friedrich Wilhelm König,** Bonn.

Der Text der hier behandelten drei Stelen, die dem Könige Silhak-Insusinak I (1180 n. Chr.) angehören, ist an vielen Stellen hergestellt und verbessert worden; eine auf grammatisch richtiger Grundlage unternommene Übersetzung — die erste dieser Art! — hat zahlreiche lexikographische Ermittelungen ergeben und wird auch den Nichtfachmann in die Lage versetzen, sich ein Bild über Inhalt und Bedeutung der altelamischen Steleninschriften zu machen. Zahlreiche Anmerkungen suchen das philologische und sachliche Verständnis der Texte zu fördern. Ein elamisch-deutsches Vokabular — ebenfalls das erste seiner Art — beschließt die Arbeit.

48 Seiten. gr. 8°. 1925. M. 2.25.

In Kürze erscheint:

Mitteilungen
der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft
31. Jahrgang. 1926. Heft 1

Die Vergleiche in den akkadischen Königsinschriften

von **Dr. Albert Schott,** Bonn.

Nach eingehender Erörterung der Vergleichsformen und Mittel des Akkadischen sind die bildlichen Ausdrücke in zeitlicher Folge sachlich geordnet, soweit sie in den Königsininschriften vorkommen. „Metaphern" wurden nur ausnahmsweise aufgenommen.

Ein Anhang legt auf Grund der gewonnnenen Ergebnisse die Entstehungszeit des Weltschöpfungsliedes in engen Grenzen fest. Die Quellen (akk. Text mit Übersetzung) sind auf besondere Tabellen verteilt; ein Kurvenblatt und mehrere Übersichten dienen einer klareren Anschauung des Inhalts schwieriger Abschnitte. Zahlreiche alphabetische Listen, sowie Sach- und Namenverzeichnisse erleichtern das Benutzen der Arbeit.

Etwa 17 Bogen. gr. 8°. Etwa M. 17.—

VERLAG DER J. C. HINRICHS'schen BUCHHANDLUNG / LEIPZIG

XXIX 3 OLZ März 1926

Zum Ursprung der Tell-el-Jehudije-Vasen.

Von Max Pieper.

In einer ausführlichen Abhandlung hatte Junker die bis dahin rätselhaften schwarzen „Hyksosgefäße", die an verschiedenen Orten Ägyptens und Nubiens, besonders in Tell el Jehudije gefunden waren, für nubisch erklärt. Nur wenige, darunter Schreiber dieser Zeilen, hatten ihm zugestimmt. In der letzten Nummer der Ae. Z. versucht nun Hans Bonnet Junker zu widerlegen. Ich glaube, das letzte Wort über diese Frage ist noch nicht gesprochen, und möchte mit nachstehenden Bemerkungen nicht zurückhalten.

B. macht zunächst geltend, daß dunkler Ton mit farbig, meist weiß, ausgefüllten Ritzmustern in der neolithischen Keramik Vorderasiens weit verbreitet ist. Das ist gewiß richtig, aber derartige Technik findet sich auch anderswo. Auf diese Weise kann man die in Rede stehenden Gefäße auch vom Bodensee oder sonstwoher herleiten, denn die weiße Ritztechnik ist fast universell verbreitet[1].

Auf Cypern fanden sich Gefäße, den „nubischen" verblüffend ähnlich, sodaß mancher, so auch ich, auf Grund der reichen Londoner Sammlung die ganze Keramik aus Cypern und Phönizien herleiten wollte, in der Hoffnung, die Hypothese vom nordsyrischen Ursprung des Hyksosreichs dadurch stützen zu können. Das ist aber von den sachverständigen Archäologen übereinstimmend abgelehnt worden, und auch B. muß zugeben, daß die schwarzen Gefäße wenigstens in den Rahmen der cyprischen Keramik nicht hineinpassen. Woher stammen sie also? B. denkt an Kleinasien, aber von Übereinstimmung der kyprischen und phrygischen Keramik weiß er nur die schwarzrote Färbung anzugeben[2]. Das ist zu wenig.

B. glaubt ferner, aus Vorderasien schwarztonige Gefäße von gleicher Form wie die Tell-el-Jehudije-Vasen nachweisen zu können. Die Gefäße, die er abbildet — man bezeichnete solche Kannen bisher mit dem Verlegenheitsnamen phönikisch — haben aber mit den für nubisch erklärten Vasen nichts zu tun. Weder der lange Hals noch der an eine Schnur erinnernde Henkel, noch die kreisbogenartige Dekoration sind für die Jehudije-Ware charakteristisch. Das Formgefühl, aus dem beide Keramiken entstanden sind, ist vollkommen verschieden. Daß es in der Jehudije-Ware auch noch andere Formen gibt, beweist nichts. Jede Keramik eines Volkes zeigt verschiedene Typen nebeneinander.

Daß die eigentümliche Form unserer Gefäße, der bauchige Körper mit dem im Vergleich zu Vorderasien ziemlich kurzen, nicht, wie B. sagt, hohen Hals, in Nubien vorläufig keine Parallele hat, ist zweifellos richtig, das ist z. Z. noch das stärkste Argument gegen Junkers Hypothese, aber ich glaube, wir haben die schöpferische Kraft der Nubier unterschätzt. Die Ausgrabungen Reisners in Kerma zeigen, wie sich dort unter ägyptischer Einwirkung eine höchst eigenartige einheimische Kunst herausbildet[1]. Und so gänzlich fremdartig in der nubischen Keramik muten die Gefäße keineswegs an.

In meiner Besprechung von Junkers Arbeit in der O. L. Z. hatte ich als Bedenken angeführt, daß zwischen der sonstigen nubischen Keramik und den Jehudije-Vasen die Zwischenglieder fehlen, die Henkelkannen hätten in Nubien keine Vorläufer. Dies Bedenken kann ich nicht mehr aufrecht erhalten. Die Betrachtung der prähistorischen Keramik der verschiedensten Orte zeigt, daß sich der Henkel — ursprünglich scheint er nirgends zu sein — ganz von selbst einfindet, wo die Notwendigkeit es erfordert; ohne daß irgend ein Einfluß anzunehmen ist. Außergewöhnlich lange und hohe Henkel, sowie hohe Hälse, die nicht durch die Notwendigkeit geboten sind, finden sich zwar auch ziemlich häufig, aber auf einer ziemlich späten Entwicklungsstufe, die an den natürlichen durch den Zweck gebotenen Formen kein Genüge mehr findet. Das dürfte z. B. bei der syrischen und ungarischen Keramik der Fall sein.

Anderseits fügt sich die T. el-Jehudije-Ware eben nicht so in die vorderasiatische Keramik ein, wie B. das meint. Der hohe zylindrische Hals der vorderasiatischen Gefäße könnte sich wohl aus dem kurzen Hals entwickelt haben, aber nicht umgekehrt, wie es nach B. doch sein müßte. B. redet von „Vorstufen der Jehudije-Ware in Palästina"; die Jehudije-Ware selbst könne dort nicht entstanden sein, Palästina käme

1) Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. 2. Aufl. S. 268.

2) B. führt richtig aus, daß die schwarze Keramik Cyperns von der schwarzroten ebenda nicht getrennt werden kann.

1) Die von Reisner allerdings oft völlig falsch beurteilt wird.

nur als Durchgangsland in Frage. Wo sie entstanden sein soll, darüber weiß B. keine Auskunft zu geben; nur aus Nubien kämen sie gewiß nicht. Nun sind sie zwar häufig in Nubien gefunden, in Ägypten regelmäßig da, wo nubische Ansiedlungen aufgedeckt sind. B. macht dagegen geltend, daß sie in Nubien nur an Stätten aufgefunden sind, wo ägyptische Kolonien vorhanden waren [1].

Daraus folgt aber nur, daß die Vasen, deren oft recht künstlerische Form eine höhere Kulturstufe voraussetzt, eben dort auftreten, wo ägyptischer Kultureinfluß spürbar ist. Daß die nubische Keramik von der ägyptischen stark beeinflußt ist, leugnet ja niemand. Ägyptisch sind die Jehudije-Vasen nun einmal nicht, aber ihre Verfertiger waren an ägyptischen Formen geschult.

Daß die Krüge Öl enthielten, mag schon sein, aber deshalb brauchen sie nicht aus Syrien zu stammen. Wenn sie, worauf B. garnicht eingeht, sich am frühesten in Nubien nachweisen lassen, so ist eben das Wahrscheinlichste, daß sie dort auch heimisch sind.

B. erklärt am Schluß seiner Abhandlung, daß Junkers Material ebenso gut für die vorderasiatische wie für die nubische Hypothese sich verwerten lasse. Die Entscheidung glaubt er zu finden durch Heranziehung der in Gräbern von Tell-el-Jehudije gefundenen Bronzenadeln, die vorderasiatisch, aber nicht nubisch seien. Das ist kein Beweis gegen Junkers Hypothese. Daß in Tell-el-Jehudije Vorderasiaten gesessen haben, ist nie bezweifelt worden, daß dort syrische Importstücke selbst in nichtsyrischen Gräbern gefunden werden, nicht verwunderlich.

Die in Betracht kommenden Gründe, die B. für seine Theorie anführt, scheinen mir damit erschöpft.

Der Hauptgrund für die mehrfach hervorgetretene Abneigung, J.s Theorie anzunehmen, dürfte wohl der sein, daß wir bisher von einer Rolle der Nubier im Neuen Reich nichts wußten. Für nubische Söldner in Ägypten hat Junker Material beigebracht, die von ihm gleichfalls herangezogene Carnarvon-Tafel bezeugt doch mehr als B. wahrhaben will; nämlich, daß in Nubien ein Reich entstanden war, das nach Norden drängte und den thebanischen Königen gefährlich wurde. Daß Nubier damals als Söldner oder sonst nach Ägypten und weiter kamen, erinnert an bekannte Vorgänge der germanischen Völkerwanderung.

Es muß aber auch hervorgehoben werden, daß es für die Anwesenheit der Nubier in Cypern ein Zeugnis gibt, an das bisher noch niemand gedacht hat.

Im Bericht Herodots über die Kontingente, die Cypern beim Heereszug des Xerxes stellen muß, VII 90 heißt es: τῶν Κυπρίων τοσάδε ἔθνεά ἐστι, οἱ μὲν ἀπὸ Σαλαμῖνος καὶ Ἀθηνέων, οἱ δὲ ἀπὸ Ἀρκαδίης, οἱ δὲ ἀπὸ Κύθνου, οἱ δὲ ἀπὸ Φοινίκης, οἱ δὲ ἀπὸ Αἰθιοπίης, ὡς αὐτοὶ Κύπριοι λέγουσι. Die Angaben Herodots sind ja oft genug angezweifelt, aber mehr und mehr hat sich herausgestellt, wie oft die Herodotische Überlieferung richtig ist. Von den Angaben dieses Satzes sind die über die arkadischen und phönikischen Einwanderer zweifellos richtig, die über die kythnischen und athenischen zum mindesten durchaus glaubwürdig; so liegt gerade wegen ihrer Seltsamkeit gar kein Grund vor, die Angabe ἐξ Αἰθιοπίας, die als kyprische Lokaltradition angegeben wird, anzuzweifeln. Αἰθιοπία kann aber gar nichts anderes sein, als die südlich an Ägypten grenzenden Landstriche, Nubien im weitern Sinne.

Wie diese Nubier nach Cypern gekommen sind, wissen wir nicht, in dem Völkerwirrwar des 2. Jahrtausends ist vieles denkbar. Am einfachsten ist die Annahme: als Söldner.

Ich glaube nach dem, was ich angeführt, ist die Hypothese Junkers noch nicht widerlegt. Es zeigt sich aber wie bei so vielen Problemen altorientalischer Geschichte, daß hier verschiedene Disziplinen Hand in Hand gehen müssen. Die Ägyptologie allein kann das nubische Problem nicht lösen.

1) Außerdem: kennen wir soviel rein nubische Friedhöfe, daß man sagen kann, die Gefäße kommen nur in ägyptisch-nubischen Orten vor?

Eine neue Inschrift aus Byblos (um 900).

Von H. Bauer.

Die 1925 Sp. 129 ff. behandelte phönikische Inschrift zieht noch weitere Kreise. Wie es erst durch sie möglich geworden ist, die schon seit 40 Jahren bekannte Inschrift des Abîba'al richtig zu deuten (Sp. 137 f.), so trifft nun nahezu das Gleiche für eine andere Inschrift zu, über die Dussaud im neuesten Heft der Syria (VI 104 ff.) berichtet. Sie befindet sich auf einer Statue aus rotem Sandstein (nach dem Geologen M. J. Barthoux vom Mokaṭṭam bei Kairo stammend), die den Pharao Osorkon I. (etwa 924—895) darstellt und die von Wiedemann im Jahre 1881 in Neapel entdeckt worden war. W. erwähnte sie auch in seiner Ägypt. Geschichte (1884) und veröffentlichte 1895 die hieroglyphische Aufschrift. Im Jahre 1910 tauchte sie bei einem Antiquar in Paris auf, im Verkaufskatalog heißt es: „eine karische Inschrift, nachträglich hinzugefügt". Der Neffe des damaligen Käufers überwies das Denkmal vor kurzem dem Museum des Louvre. Die

Inschrift weist in allem eine große Ähnlichkeit auf mit der des Abībaʿal. Wie diese auf einer Statuette Scheschonks steht, so jene auf einer Statue von dessen Nachfolger Osorkon, nur daß hier die drei Zeilen der Inschrift sich wie eine dreifache Halskette um die Kartusche legen, die die Statue auf der Brust trägt:

Die Inschrift selbst lautet:

1. מש ו ז פעל ו אלבעל ו מלך ו גבל ו ביח[רם
2. לב]עלת גבל ו ארתו ו תארך [ים
3. א]לבעל ו ושנתו ו עלי [ו גבל

Die Übersetzung bietet keine ernste Schwierigkeit, nur einige wenige Punkte seien besprochen. Das erste Wort bedeutet unzweifelhaft „Statue". In dem einzigen neupunischen Text (CIS, I, 149) in dem es vorkommt, wird es מאש geschrieben und im Lateinischen durch statua wiedergegeben. Zweifelhaft erscheint mir aber die von D. versuchte Herleitung des Wortes von מש „berühren". Ich wäre eher geneigt, an משל (< *mṯl*) zu denken, das in verschiedenen Sprachen den Ausdruck für Abbild, Bildsäule u. dgl. abgibt, vgl. südarab. מתל, nordarab. *miṯl* und *timṯāl*, akk. *tamšīlu*. Wie aus arab. *niṣf* mit progressiver Assimilation *nuṣṣ* wird oder syr. *neslaq* > *nessaq*, *nēzlūn* > *nēzzūn* (weitere Beispiele bei Brockelmann, Grundriß I 157 ff.), so könnte **mišlu* über **miššu* zu מש geworden sein. Jedenfalls wäre eine solche Entwicklung sowohl lautlich als auch semantisch einwandfrei.

Recht unsicher erscheint mir auch die Ergänzung am Ende der ersten Zeile: יחרם, das D. arab. *iḫrām* „consecration" gleichsetzen will. Es ließe sich doch auch an ein Substantiv יחל denken im Sinne von תוחלת „Hoffnung, Zuversicht". Sicher ist diese Ergänzung natürlich ebensowenig.

Bedenklich ist ferner die Gleichsetzung von ארתו (Z. 2 Mitte) mit hebr. עַל־אוֹדוֹת, also „seinetwegen" im Sinne von „für sich". Die parallelen Texte aus Phönikien lassen hier eher ein Wort wie „Herrin" erwarten. Da nun die Amarnabriefe die Existenz eines *add-* „Gott" oder „Herr" erweisen (vgl. die Namen Abdi-addi, Adda-dāni, Japaḫ-addi, Japtiḫ-adda, Rībaddi usw.[1], im Brief 52, 4: *be-li-ia addi-ia*), so ließe sich אַדַּת als Fem. dazu auffassen.

Ich übersetze demnach:

„1. Statue, die gemacht[2] hat El(i)baʿal, König von Gebal, im Ver[trauen(?)
2. auf die[3] Ba]ʿalat Gebal, seine Herrin. Sie möge verlängern [die Tage
3. des El(i)baʿal und seine Jahre (der Regierung) über [Gebal!"

Man wird D. recht geben müssen, wenn er den Schluß zieht, daß sowohl die oben genannte Statue Scheschonks I. als auch die hier behandelte Osorkons I. Geschenke des betreffenden Pharao an den Fürsten von Byblos gewesen sind, und von diesem, mit einer phönikischen Widmung versehen, im Heiligtum der Baʿalat Gebal aufgestellt worden waren. Sie sollten Fürbitte für den Fürsten einlegen, die um so wirksamer sein mußte, als ja der Pharao selbst ein Gott war. Nun hat Montet vor kurzem bei seinen Grabungen zwei anscheinend zusammengehörige Fragmente gefunden, deren eines (Syria VI 102) ebenfalls eine Kartusche mit dem Namen Osorkons aufweist. Das Material ist derselbe rote Sandstein wie bei unserer Statue. Es würde sich also um zwei Statuen Osorkons handeln, die im Heiligtum der Herrin von Byblos aufgestellt wurden, und der Fundort der Fragmente wäre, wie Montet annimmt, dieses Heiligtum. Da das betreffende Gelände bereits enteignet ist und die Mittel zur Weitergrabung bewilligt sind, darf man hier vielleicht weitere überraschende Funde erwarten. —

Noch ein Wort zum Schluß der Aḥiram-Inschrift (1925 Sp. 133 f.), wo es jetzt nach der von Dussaud (S. 106 f.) akzeptierten Lesung Girons statt ספר ז heißen soll: ספר ה. Ich kann nicht finden, daß dadurch der Sinn wesentlich geändert wird. Wir würden dann eben zu übersetzen haben: „Geschrieben hat es לפף שרל" oder „seine (des Sarkophags) Inschrift ist von פף שרל". Jedenfalls erscheint mir die von D. vorgeschlagene Deutung: ימחם פרה לפף שרל „sa postérité sera abattue par le tranchant de l'épée" höchst unwahrscheinlich. Hier bietet jedes Wort einen Anstoß, wie ich nicht weiter auszuführen brauche.

1) Sollte dieser *Addu* auch in אדרם 2 Sam. 20, 24 stecken? Der Name wäre dann falsch vokalisiert.

2) Im wörtlichen Sinn genommen, ist das unrichtig. Aber es ist eben die herkömmliche Eingangsformel.

3) Oder: der B., von פעל abhängig.

Besprechungen.

Christ, Karl: **Die Bibliothek Reuchlins in Pforzheim.** Leipzig: Harrassowitz 1924. (V, 96 S.) Gr. 8°. = Zentralblatt für Bibliothekswesen, Beiheft 52. Rm. 7 —. Bespr. von H. Bauer, Halle.

Der Verfasser, jetzt Direktor der Universitätsbibliothek in Halle, hat im Jahre 1913 als Bibliothekar des Preußischen Historischen Instituts in Rom bei seinem Suchen nach den altfranzösischen Handschriften der Palatina eine wertvolle Entdeckung gemacht. In einem Sammelband mit Abschriften von Bibliothekskatalogen fand er ein Verzeichnis der hebräischen und griechischen Handschriften und Drucke, die Reuchlin seiner Vaterstadt Pforzheim hinterlassen hatte. Wie fast alle Humanisten

war R. zeitlebens ein leidenschaftlicher Sammler von Büchern; besonders berühmt waren seine griechischen und noch mehr seine hebräischen Schätze, die er zum großen Teil auf seinen Reisen in Italien erworben hatte. Seine lang gehegte Absicht, dem Großneffen Melanchthon sein Teuerstes zu hinterlassen, hat er erst auf dem Sterbebette abgeändert und das Stift zum hl. Michael in Pforzheim zur Erbin seiner Bibliothek eingesetzt. Das Reuchlinsche Vermächtnis verschmolz allmählich mit der ebendaselbst untergebrachten markgräflichen Bibliothek, und so kam es, daß es (entgegen dem Willen R.s) deren wechselnde Schicksale teilte. Mit dieser wanderte es zunächst 1565 in die neu erbaute Residenz nach Durlach, im dreißigjährigen Kriege muß es schwere Verluste erlitten haben, 1765 hat es mit den übrigen markgräflichen Sammlungen in Karlsruhe eine endgültige Unterkunft gefunden. Die Karlsruher Bestände bildeten darum bis jetzt auch die Grundlage für die Rekonstruktion der Bibliothek R.s, und W. Brambach hat ihr in der „Festschrift der Stadt Pforzheim zur Erinnerung an den 400. Todestag Reuchlins“ (1923) eine eigene Monographie gewidmet. Darnach befinden sich in Karlsruhe 13 hebr. Handschriften, eine griechische Handschrift und 12 hebr. Drucke (ein 13. ist in Frankfurt). Aus den literarischen Zeugnissen über die Bibliothek, die der Verfasser bis ins 17. Jahrh. hinein verfolgt, ergibt sich noch die Benützung von acht griechischen Handschriften. Dem so gewonnenen Bestand gegenüber bietet nun das Verzeichnis der Palatina sehr viel mehr: für die hebr. Abteilung 36 Titel und 48 Werke, für die griechische Abteilung 55 Werke, wobei die zum Teil umfangreichen Sammelbände als Einheit gerechnet werden. Der Verfasser glaubt mit Recht, daß wir in diesem Verzeichnis ein annähernd vollständiges Inventar der Schenkung erblicken dürfen, nur eine hebr. Handschrift kann er als fehlend nachweisen. Als nicht zur Schenkung gehörig weist er noch vier verstreute Codices Reuchliniani nach (drei Tübingen, einen München), außerdem eine Reihe von literarisch bezeugten und jetzt verschollenen Handschriften, schließlich verschiedene Leihgaben, die Reuchlin auf Lebenszeit aus der Basler Dominikanerbibliothek entlehnt hatte.

Im zweiten Teil bringt der Verfasser das vatikanische Verzeichnis selbst und begleitet die einzelnen Nummern mit einem ausführlichen Kommentar, worin die besonders im hebr. Teil meist sehr ungenauen Titel fast alle identifiziert sind. Zahlreiche interessante Notizen werden eingeflochten, z. B. aus Anlaß der ersten großen Bibelausgabe Bombergs vom Jahre 1517 die Tatsache, daß die Universität Tübingen nicht weniger als hundert Exemplare davon für die Hörer Reuchlins aus Venedig kommen ließ. Die ganze Arbeit ist mit außerordentlicher Sorgfalt durchgeführt und gibt uns ein so vollständiges Bild von den hebr. und griech. Beständen der Bibliotheca Capnionis, daß es die künftige Forschung wohl nicht wesentlich ändern wird (die lateinischen und deutschen Bestände sind natürlich nicht behandelt worden). Zahlreiche Register gestatten eine bequeme Benützung. Zu dem S. 68 genannten „Theodor Abukara, Bischof von Kara“ möchte ich für Fernerstehende bemerken, daß der unter dieser Bezeichnung bekannte Verfasser eigentlich Theodor Abū Qurra heißt und Bischof von Ḥarrān war; wir besitzen über ihn eine treffliche Monographie von G. Graf (Paderborn 1910).

Illustrierte Länderkunde, herausgegeben von **Ewald Banse.** 10. und 12. Tausend, mit einem Titelbild und 55 Abbildungen auf 16 Tafeln. Braunschweig: Georg Westermann 1923. (VI, 342 S.) gr. 8°. Rm. 9—. Bespr. von M. Friederichsen, Breslau.

Banses besondere Einstellung zu dem schwierigen Problem länderkundlicher Darstellung und sein Ruf nach synthetischer, künstlerisch vertiefter Darstellung länderkundlicher Räume ist bekannt. Im vorliegenden Fall wird der Versuch gemacht, diesem Ziele nachzustreben, indem der Herausgeber gemeinsam mit einer Reihe von für seine Darstellungsweise gewonnenen Mitarbeitern eine Länderkunde der gesamten Erde schrieb.

Der Einteilung des Buches liegt eine neuartige Gruppierung der Erdoberfläche in „Erdteile“ im Banse'schen Sinn, d. h. natürliche Großlandschaften der Erde, zu Grunde. Eine angehängte Weltkarte veranschaulicht diese Einteilung. Danach gruppiert der Herausgeber die Darstellung der Erde in folgende Kapitel:

1. Orient, von E. Banse; 2. Europa, von dem mittlerweile verstorbenen W. Schjerning-Berlin; 3. Großsibirien und Mongolei oder Hochasien von Zugmayer-München; 4. Ostasien von Ernst Tiessen-Berlin; 5. Indien von Max Holzmann-Braunschweig; 6. Groß-Australien von Danês; 7. Nigritien von Curd Schwabe; 8. Ost-Südamerika, Andina und Mittelamerika von Willi Ule-Rostock; 9. Kordilliera und Amerika von A. Oppel-Bremen; 10. Arctis und Antarctis von O. Nordenskjöld-Gothenburg. Das Buch wird zweifellos einen interessierten Leserkreis finden und seinen Zweck, geographisch anzuregen und zu belehren, gut erfüllen.

Sapper, Karl: **Die Tropen.** Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen. Stuttgart: Strecker & Schröder 1923. (XII, 152 S. mit 40 Bildern). 8°. Gm. 3.50; geb. 5.50. Bespr. von M. Friederichsen, Breslau.

Unter den gegenwärtigen Geographen ist Karl Sapper einer der besten Kenner der Tropen. 12 Jahre hat er sich forschend und reisend in Mittelamerika, Mexiko und Westindien mit hohem wissenschaftlichen Erfolg betätigt. Daneben ist S. im Jahre 1908 im Auftrag des damaligen Reichs-Kolonialamts nach Neu-Mecklenburg im Bismarck Archipel gereist und hat im Anschluß daran auf Java und Ceylon Plantagenwirtschaft kennen gelernt und studiert.

Die Ergebnisse dieser zahlreichen tropischen Wanderjahre hatte Sapper erstmalig in Gestalt zusammenhängender Vorträge im Wintersemester 1918/19 in Straßburg i. E. verarbeitet. Später wiederholte er diese Vorlesungen nach seiner Vertreibung aus Straßburg im Sommersemester 1921/22 in Würzburg, wo er seitdem wirkt und neuerdings ein Amerikainstitut ins Leben rief.

Aus der Fülle seines großen Wissens über die Tropen und seiner eindringlichen Studien vorhandener tropischer Reisewerke ist das vorliegende Buch entstanden. Es vermehrt in glücklicher Weise unsre geographische Fachliteratur, in welcher so systematisch über diesen Erdraum bisher noch nicht geschrieben worden war.

Das Buch zerfällt in drei große Abschnitte. Im ersten wird die unbelebte Natur der Tropen geschildert. Es werden die klimatischen Eigentümlichkeiten, die Welt des Wassers in den Tropen, die Besonderheiten der Bodenverwitterung u. w. dargestellt. Im zweiten Teil wird die für das tropische Landschaftsbild vor allem wichtige Pflanzenwelt plastisch und anschaulich vor Augen geführt und gleichzeitig gezeigt, wie auch die Besonderheiten der Tierwelt der Tropen sich diesem ihrem Lebensraum trefflich anzupassen verstanden hat. Der dritte und letzte Teil behandelt den Menschen in den Tropen, sowohl den Eingeborenen wie den dorthin als Siedler und Plantagenleiter ausgewanderten Europäer.

Die Darstellungen sind vielfach durch eingestreute, gut ausgewählte Zitate aus klassischen Tropenschilderungen belegt (z. B. Humboldt, Wallace, Bates, Haberlandt, Günther, Volz usw.) und besonders schön und anschaulich durch beigegebene Bilder illustriert.

Dem Gesamtwerk gegenüber darf nicht verschwiegen werden, was Passarge in seinem letzterschienenen Heft der „Vergleichenden Landschaftskunde“ S. V der Einleitung moniert, daß die Tropen in Sappers Darstellung vielleicht einheitlicher erscheinen, als dies den innerhalb des tropischen Klimagürtels der Erde denn doch vorhandenen klimatisch bedingten Unterschieden entspricht.

Jacob, Georg: **Der Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland, vornehmlich während des Mittelalters.** Hannover: Heinz Lafaire 1924. (98 S.) 8°. Rm. 2.80. Bespr. von J. Hell, Erlangen.

Der Titel ist insofern etwas irreführend, als es sich nicht um eine Darstellung des Einflusses des Morgenlandes auf das Abendland, sondern um die Erörterung einzelner Zusammenhänge von östlichen und westlichen Kulturerscheinungen handelt, wobei die wichtigen Gebiete der Naturwissenschaften, der Medizin, der Philosophie und der Mystik ausgeschaltet, dafür aber Erscheinungen herangezogen sind, die man nur im weitesten Sinne noch als Kulturausflüsse bezeichnen kann, wie z. B. die Wirkung des Orients als Objekt der Malerei und Literatur, die natürliche Übertragung von Flora und Fauna u. dgl. In bunter Reihenfolge führt der Verfasser eine überraschende Menge von Tatsachen an, die die mannigfachen Beziehungen von Orient und Occident seit den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart beweisen. Von der vorgeschichtlichen west-östlichen Kulturbewegung ausgehend, stellt J. die Belege für die Ausstrahlung des Ostens gen Norden, bis zum Ostseebecken, zusammen, wendet sich dann unvermittelt der Gegenwart zu und erörtert den Anteil des Orients an unserer Religion — unserer Lautschrift — unserem Zahlungssystem — die Herkunft des Kompasses — des Papieres — des Buchdruckes — der Geldverkehrsmittel — wichtiger Erzeugnisse des Kunstgewerbes — östliche Elemente in Architektur und Malerei — die Herkunft von verschiedenen Gesellschaftsspielen — Genußmitteln — Pflanzen und Tieren — Kleidungsformen.

Diese rohe Aufzählung läßt wohl die Fülle und Verschiedenartigkeit des von J. gesammelten Tatsachenmaterials ahnen; von der Gründlichkeit und Selbständigkeit, mit der die einzelnen Stoffe in meisterhafter Knappheit behandelt sind, vermag sie allerdings keine Vorstellung zu geben, ebensowenig von der einzigen Schwäche des Schriftchens: dem tendenziösen Einschlag. Durch die ganze Schrift zieht sich das unverhohlene Bestreben, den Glauben an das „Klassische Dogma“ d. h. an den Wert unserer humanistischen Bildung zu erschüttern. Es ist zweifellos ein Verdienst, vererbte Anschauungen und Werturteile in ein neues, kritisches Licht zu setzen, und J.'s Tatsachenmaterial redet eine eindringliche Sprache. Eben deshalb hätte

es der zahlreichen subjektiven Beigaben nicht bedurft, die zwar immer eigenartig, vielfach aber zu gallig sind, um überzeugend zu wirken. Daß nirgends die Tatsache erwähnt wird, daß auch der Orient durch die Schule des Klassizismus gegangen ist, daß auch der ägyptischen und westislamischen Kunst die Betonung der Horizontale in der Architektur nicht als ein unschöner „Strich durch die Natur" galt, u. dgl. kann bei der Tendenz der Schrift nicht überraschen. Aber schließlich liegt auch darin ein Vorzug der Arbeit, daß sie nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zum Widerspruch anreizt. Dem Schriftchen ist auf alle Fälle weiteste Verbreitung zu wünschen.

Kampers, Franz: Vom Werdegang der abendländischen Kaisermystik. Leipzig: B. G. Teubner 1924. (VIII, 178 S., 4 Tafeln). 8°. Rm. 12 —; geb. 15 —.
Bespr. von Walter Otto, München.

Kampers hat sich seit seiner Dissertation über die tiburtinische Sybille im Mittelalter immer wieder mit dem bedeutsamen Problem der deutschen Kaiseridee in Prophetie und Sage beschäftigt und es von den verschiedensten Seiten zu beleuchten, vor allem die Wurzeln der deutschen Kaisermystik aufzudecken versucht. In dem vorliegenden Werke ist er bestrebt, zusammenfassend den Werdegang der abendländischen Kaisermystik darzulegen. Die Komposition des aus einem Vortrage herausgewachsenen Buches ist jedoch gerade in Anbetracht des hier vorliegenden zusammenfassenden Zwecks wenig glücklich. Man vermißt ein einleitendes Kapitel, das dem Leser eine präzise Übersicht über die wichtigsten Züge dieser Mystik verschafft — auch das Schlußkapitel über die Kaisersage bietet das Notwendige nicht —, und auch der Aufbau der Beweisführung ist nicht so, wie man sich ihn wünschte; die einzelnen Bausteine sind oft mehr einfach nebeneinander geschichtet, als daß sie kunstvoll in den Bau eingegliedert wären.

Als Züge bzw. als Wurzeln der Kaisermystik behandelt Kampers des näheren die Kosmokratorsymbole, die Adams- und Heilandsmystik, sowie die Erretterweissagungen; er versucht, all diese Gedanken in ihrer Entwicklung seit den ältesten Zeiten zu verfolgen. Er bringt hierfür ein außerordentlich reichhaltiges Material aus allen antiken Kulturen bei, wobei er sich jedoch von dem Gedanken leiten läßt: Ex oriente lux; vor allem weist er immer wieder auf Babylonien als das wichtigste Ursprungsland der hauptsächlichsten zur Bedeutung gelangten Gedanken hin, so daß das Buch geradezu als ein Ausfluß der panbabylonischen Richtung bezeichnet werden kann. So sicher es ist, daß Babylonien, sowie der alte Orient zur Ausbildung all dieser Gedanken sehr viel beigetragen haben, so unangebracht erscheint mir die grundsätzliche Einstellung von Kampers; man darf nicht als Prinzip für die Lösung der schwierigen Frage, wie die vorhandenen Aehnlichkeiten zu erklären seien, nur die Ausbreitung von Gedanken durch Übertragung von einer Stelle zur anderen in Rechnung stellen und die Möglichkeit, daß die Entwicklung auf Grund innerer Kräfte an verschiedenen Stellen denselben oder einen sehr ähnlichen Weg gegangen ist, so gut wie ganz außer Betracht lassen. Dazu kommt, daß Kampers auch in seinen einzelnen Folgerungen sehr oft viel zu wenig vorsichtig ist, auch manches ihm von anderer Seite übermittelte Material und fremde Auffassungen — ich denke hierbei auch gerade an Eisler und Jeremias — zu wenig kritisch verwertet und kosmisch-astrologische Deutungen viel zu sehr in den Vordergrund schiebt. Kampers vermag leider seine Phantasie nicht genügend zu zügeln, obwohl er sich sagen sollte, daß sich dies bei der dauernden Verwertung von Materialien aus fremden Gebieten besonders gefährlich auswirken muß. Es wäre ein neues Buch nötig, wenn man all die Bedenken, die man gegenüber den Kampers'schen Lösungen vorbringen könnte, vorlegen würde. Zur Illustration der Methode von Kampers sei daher nur einiges ganz wenige herausgegriffen.

So berichtet er z. B. (S. 15), daß Alexander der Große gleich nach seinen ersten Siegen von den begeisterten Joniern als neuer Inhaber der „mazdageschaffenen Herrlichkeit der Arier" das Beiwort εὐτυχής erhalten habe. Er muß dabei zugeben, daß dieses Beiwort in bezug auf Alexander für die jonischen Griechen nicht nachzuweisen ist; es begegnet vielmehr nur einmal in einem pseudo-demosthenischen Briefe in Verbindung mit Alexander, und zwar in einem den König in seiner Bedeutung herabsetzen sollenden Sinne im Hinblick auf das Glück, das tatsächlich Alexander seine Unternehmungen des öfteren stark erleichtert hat! Ebenso unbegründet ist alsdann die ohne jede Einschränkung ausgesprochene Behauptung (S. 47), die Heroisierung Alexanders in der Sage habe sich nach dem Vorbild des Gottes Oannes-Ea, überhaupt nach babylonischem Muster vollzogen. So habe sich Alexander auch mit seinem Kopfputz der Widderhörner, der uns bekanntlich auch des öfteren auf Bildnissen des Königs begegnet, dem Gott Oannes-Ea angeglichen; diese Hörner habe der König entsprechend der Sternensymbolik, nach welcher, gemäß dem Vorrücken des Frühlingspunktes, der Widder das Haupt des Kosmos ist wie vorher der Stier und nachher der Fisch, getragen. Zu der üblichen Deutung dieser Widderhörner als Ausfluß von Alexanders enger Verbindung mit dem Gott Amon wird überhaupt nicht Stellung genommen. Und schließlich noch etwas anstatt vielem anderen

Ähnlichen. Pseudo-Kallisthenes berichtet von einer Begegnung Alexanders mit dem Gott Sarapis in Äthiopien, den der König befrägt. Gerade in Anbetracht der Entstehung großer Teile des Pseudo-Kallisthenes in Ägypten und der geographischen Lokalisierung des Gottes liegt auch nicht die geringste Veranlassung vor, bei dem Gott nicht an den berühmten ägyptischen Gott zu denken; trotzdem behauptet Kampers, S. 126, hinter dem Gotte stecke vielleicht der babylonische Oannes-Ea, und zwar um deswillen, weil ja Alexander in der Sage ein anderer Gilgamesch sei und eine Sage von dessen Begegnung mit Oannes-Ea berichte!

Muß man somit den Aufstellungen von Kampers hinsichtlich des Hauptthemas seines Buches vielfach recht skeptisch, des öfteren sogar unbedingt ablehnend gegenüberstehen, so ist dies erfreulicherweise nicht in gleichem Maße der Fall bei dem angehängten großen Exkurs über das Labarum Konstantins, wenn sich auch hier im einzelnen manche sehr gewagte und nicht zu billigende Behauptungen finden. Es ist beachtenswert, daß gleichzeitig mit Kampers bei dem Versuch der Deutung der Entstehung des Labarum V. Gardthausen, Das alte Monogramm (1924) S. 73 ff., zu ähnlichen grundsätzlichen Feststellungen gelangt ist. Nach dem von beiden Forschern beigebrachten Material darf man es wohl als gesichert bezeichnen, daß Sonnenfahnen, die im vorderasiatischen Osten gebräuchlich waren, im besonderen auch das persische Reichspanier das Vorbild für das Labarum abgegeben haben, daß mit den Fahnen auch gerade deren Symbole eingewirkt haben, der Anschluß an orientalische Sonnensymbole besonders verständlich bei einem Herrscher wie Konstantin, der seit seiner Jugend dem Sonnenkultus ganz ergeben war. Freilich war der Kaiser, als er sich im J. 312 n. Chr. entschloß, ein neues religiöses Symbol zu schaffen, nicht mehr gewillt, sich einseitig an einen heidnischen Kult gegenüber dem Christentum zu binden; diese Zeit erschien ihm endgültig vorüber. Und dementsprechend hat er für dieses Symbol eine spezielle Form gewählt, die sein großes politisches Geschick wieder in hellstem Lichte erscheinen läßt. Konnte doch das zugrunde liegende Sinnbild des Sonnengottes von den Christen sehr wohl als das bei ihnen schon in Gebrauch befindliche Christus-Monogramm aufgefaßt werden, und dies ist auch offenbar sofort der Fall gewesen[1]. So sind zunächst beide Seiten — die heidnische und die christliche — zufriedengestellt gewesen, und Konstantin dürfte sich auch zuerst gehütet haben, sich in der Deutung des Symbols nach irgend einer Seite offiziell festzulegen[1]; erst später hat er dies getan, und die Christen haben es sich natürlich angelegen sein lassen, die spätere Deutung als die ursprüngliche erscheinen zu lassen. Die richtige Deutung der Entstehung des Symbols des Labarum und der Quellen, die hierüber berichten, verhilft uns somit auch zu näheren Feststellungen über die Zeit, in der Konstantin vom Sonnenverehrer zum Bekenner eines allgemeinen Monotheismus und schließlich zum Vertreter des Christentums geworden ist.

1) S. hierzu jetzt auch A. v. Premersteins Ausführungen Hist. Zeitschr. CXXXII (1925) S. 310. R. Grosse, Byz. Zeitschr. XXIV (1923/4) S. 371 bietet über das Labarum, das für ihn ein religiöses Symbol darstellt, nur Literatur; s. im übrigen Grosse s. v. Labarum bei Pauly-Wissowa XII S. 240 ff.

Kraft, Dr theol. Benedikt: **Die Evangelienzitate des heiligen Irenäus.** Nach Überlieferung und Textart untersucht. Freiburg, Br.: Herder & Co. 1924. (XII, 116 S.) gr. 8°. = Biblische Studien, begr. von Otto Bardenhewer 21. Bd., 4. Heft. Rm. 4 —. Bespr. von E. Seeberg, Breslau.

Sorgsam werden in vorliegender Arbeit besonders die Evangelienzitate des Irenäus untersucht, um von hier aus einen Zugang zur Erkenntnis seiner Bibel zu erschließen. Der Verfasser prüft dafür die Überlieferung und Rezension der Bibel-Zitate aus den griechischen Fragmenten, für deren Beurteilung manche wertvolle Erkenntnis sich ergibt; sodann die Zitate aus der alten lateinischen Übersetzung, in denen alte neben jungen Textformen liegen, und bei denen man den Einfluß der lateinischen Bibeltexte auf den Übersetzer von den späteren Einwirkungen auf die einzelnen Handschriften scheiden muß; schließlich den armenischen Text, dem ebenfalls ein selbständiger Wert zugesprochen wird, der für die Rekonstruktion des griechischen Urtextes wichtig ist. In einem zweiten Teil werden die Evangelienzitate verglichen, und das Ergebnis dieser Vergleichung, die Textart also, wird festgestellt. Ganz allgemein ergibt sich da, daß der Irenäustext oft mit dem Westerntext oder auch mit dem ägyptischen Text in seinen verschiedenen Formen übereinkommt. Besonders wichtig, sicher aber auch bestreitbar, ist der Hinweis auf die Beziehungen zu einer griechischen Evangelienharmonie, die, im 2. Jahrhundert in Rom im Gebrauch, den Evangelientext des Irenäus bestimmt oder verwirrt hat.

1) Dies scheint mir auch gerade die Inschrift zu zeigen, die auf dem nach dem Sieg an der milvischen Brücke in Rom errichteten Standbild Konstantins angebracht war. Es sei hierzu auch auf die im J. 319 n. Chr. in Tarraco herausgegebene Münze verwiesen, auf der zur Linken des Bildes des Sonnengottes ein Kreuzeszeichen angebracht ist; vgl. auch V. Schultze, Zeitschr. f. Kirchengesch. N. F. VII (1925) S. 324 f.

Niederberger, Dr. theol. P. Basilius, O. S. B.: **Die Logoslehre des hl. Cyrill von Jerusalem.** Eine dogmengeschichtliche Studie. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1923. (XII, 127 S.) gr. 8° = Forschungen z. Christl. Literatur- u. Dogmengeschichte. XIV. Bd. 5. Heft. Rm. 6 —. Bespr. von E. Seeberg, Breslau.

Die Absicht dieser Studie ist es nachzuweisen, daß Cyrill von Jerusalem dem Gedanken nach den Glauben an die Homousie des Logos mit dem Vater gehabt habe, ohne daß er das Stichwort ὁμοούσιος gebraucht habe. Aber der Nachweis ist nicht geglückt. Abgesehen von der Tatsache, daß Cyrill weder ὁμοούσιος noch ὁμοιούσιος in den Katechesen verwendet, und abgesehen von seiner Polemik gegen unbiblische Spekulationen, muß als Ausgangspunkt für eine Betrachtung der Christologie des Cyrill die Verwendung des Ausdrucks ὅμοιος κατὰ πάντα, der auf eine bestimmte Partei deutet, bleiben; dazu kommen dann noch die Nachrichten bei Sokrates h. e. VI, 8 und bei Sozomenus h. e. VII, 7 sowie Harnacks Beobachtung der Ähnlichkeit zwischen der Christologie der Katechesen und derjenigen der formula μακρόστιχος.

Aber auch als Einführung in die Gedankenwelt Cyrills kann ich diese Studie nicht gelten lassen. Dafür hat der Verfasser lange nicht tief genug gegraben und sich nicht umfassend genug orientiert. Seine Übersichten über die Entwicklung der Logoslehre und der Christologie zeigen, daß er nicht einmal die neusten Arbeiten zu seinem Gegenstand kennt — Loofs' Arbeit über das Nicänum etwa in der K. Müller-Festschrift ist ihm nicht bekannt, um nur dies eine Beispiel zu nennen —, geschweige denn, daß er sein Problem aus der selbständigen Kenntnis der ganzen Fülle der spekulativen und dogmatischen Ideen der Zeit behandelt hätte. Nur dann aber wäre die Arbeit fruchtbar gewesen.

Herford, R. Travers: **The Pharisees.** London: George Allen & Unwin 1924. (248 S.) 8°. 10 sh. 6 d. Bespr. von Martin Dibelius, Heidelberg.

Herford hat bereits im Jahre 1912 nach mancherlei Vorstudien eine Darstellung des Pharisäismus veröffentlicht (Pharisaism, its aim and its method, deutsche Übersetzung von Rosalie Perles Leipzig 1913), die mit Recht Aufsehen erregte. Nicht nur die ausgebreitete und selbständige Quellenkenntnis des Verfassers, sondern erst recht seine Unbefangenheit und sein Einfühlungsvermögen ließen dies Werk eines christlichen (unitarischen) Theologen auch jüdischen Gelehrten als höchst wertvolle Leistung erscheinen. Dem neuen umfangreicheren Buch sind dieselben Vorzüge eigen. Das damals im Mittelpunkt der Arbeit stehende Problem, der Vergleich zwischen Pharisäismus und Christentum, ist nun in ein letztes Kapitel verwiesen; den wesentlichsten Inhalt des neuen Werkes bildet die Darstellung von Halacha und Haggada.

Eingeleitet wird dieser systematische Teil durch eine historische Untersuchung über Entstehung und Schicksale des Pharisäismus. Der Verfasser mißt dabei den historischen Angaben der Mischna mehr Wert bei, als man ihnen im allgemeinen zugestehen will. Die „Große Synagoge", die seit Kuenens Kritik den meisten als Gebilde späterer Konstruktion gilt, ist für H. eine geschichtliche Erscheinung: es sind die Sopherim, die zwei Jahrhunderte lang eine beständige Lehrautorität bildeten und dann, seit den Zeiten der Religionsnot, durch das Synedrium abgelöst wurden. Ich vermisse hier eine literarische Untersuchung der Nachrichten, die der Talmud über diese ältere Periode enthält; erst wenn diese Arbeit einmal getan sein wird, darf man über Wert und Unwert dieser ganz verstreuten Angaben ernsthaft reden; erst wenn wir wissen, welche Überlieferung den Urhebern jener Nachrichten zur Verfügung stand, wird aus der Kritik der literarischen Traditionen ein begründetes historisches Urteil hervorgehen können.

Mit aller gebotenen Vorsicht dagegen äußert sich H. über die Entstehung des Pharisäertums wie über die Anfänge des Konfliktes mit den Sadduzäern. Hier handelt es sich wohl in der Tat um allmähliche Entwicklungen; vor allem sind vorschnelle Urteile zu vermeiden, die etwa in den Sadduzäern die legitimen Abkömmlinge der Hellenisten erkennen wollen. Die Stellung der Sadduzäer wie auch der Pharisäer zur Politik beruht auf den wechselnden Zeitverhältnissen, hat aber keine grundsätzliche Bedeutung. Den entscheidenden prinzipiellen Unterschied zwischen beiden Richtungen möchte H. vielmehr (im Anschluß an Lauterbachs Aufsatz in der Festschrift für Kohler) in der verschiedenen Stellung zur mündlichen Tradition erkennen: die Verbindung von Thora und Tradition ist die für den Pharisäer am meisten bezeichnende Lehre, und in dieser Verbindung hat das Wort Thora seinen fest umrissenen Sinn, der nicht mit „Gesetz" wiedergegeben werden darf; Thora bedeutet vielmehr die Kundmachung des alle verpflichtenden göttlichen Willens, die Lehre Jahves, deren maßgebende Erklärung und Anwendung auf das gesamte praktische Leben dann die Halacha darbietet. In der Darstellung des Unterschiedes von Halacha und Haggada hat H. wertvolle Erkenntnisse seines älteren Werkes weiter ausgebaut: beide Größen liegen keineswegs auf der gleichen Ebene, und der von anderen Religionen herkommende Interpret muß sich hüten, der „dogmatischen" Lehre,

die im Judentum mit zur Haggada zählt, die Bedeutung beizumessen, die die Glaubenslehre im Christentum hat; das Traditionsprinzip der Pharisäer kommt vielmehr nur in der Halacha zur vollen Auswirkung.

In diesem Sinn hat H. dann auch das Wesen der Halacha im einzelnen dargestellt. Nicht der Glaube macht den Pharisäer, sondern das Tun des göttlichen Willens; auch die Gesetzesinterpretation dient diesem Ziel; Halacha kann nicht erfunden, sondern nur gefunden werden. Diese richtige Akzentsetzung, die der Eigenart des gesetzlichen Judentums gegenüber dem Christentum besondere Betonung gibt, macht wohl den größten Wert des Buches aus. Allerdings muß ich gestehen, daß die Einfühlung bisweilen zur Rechtfertigung wird, nicht zum Vorteil des historischen Bildes; wenn H. etwa die formale Gleichheit der Bindung durch die (jüdische) Halacha und durch das (christliche) Glaubensbekenntnis übermäßig betont, so verdunkelt er gerade die Erkenntnis der jüdischen Eigenart; und wenn er bei dem Vergleich zwischen Pharisäern und Propheten von einem Wechsel nur der Methode, nicht des Grundsatzes redet, so scheint mir auch dies keine glückliche Formulierung. Gerade in diesem Fall macht sich aber wohl ein anderer Mangel des Buches geltend: die soziologische Bedingtheit des Pharisäismus wird viel zu wenig beachtet, es ist eher ein Buch von pharisäischer Lehre als vom Wesen der geschichtlichen Erscheinung.

Aber von dieser Lehre erhält man ein zutreffendes und sehr lebendiges Bild. Auch dem Charakter der Haggada wird H. wesentlich gerecht, wenn er die unsystematische und sporadische Art des haggadistischen Materials im Talmud auf den Zusammenhang der Lehrtradition mit der Laienpredigt zurückführt; das ist eine Beobachtung, die für die ältere Zeit zweifellos zutrifft und von weittragender Bedeutung auch für die christliche Literatur ist. Auch in der Behandlung von Einzelfragen bietet dieser Abschnitt manches Bemerkenswerte; so warnt H. ebenso vor der Verzeichnung des jüdischen Gottesbegriffs ins allzu Transzendente wie vor der Überschätzung des persischen Einflusses beim Auferstehungsglauben.

In den beiden letzten Kapiteln wird das Verhältnis des Pharisäismus zu den konkurrierenden Gruppen der apokalyptischen und der christlichen Kreise dargestellt. Vom Quellenwert der neutestamentlichen Nachrichten über die Pharisäer sagt H. mit ansprechender Formulierung, daß ihnen im allgemeinen Beweiskraft zukomme, wie sie einem Außenseiter zu haben möglich sei; dagegen zeigten Einzelheiten wie die Darstellung der Korban-Praxis in Markus 7,5, daß entweder Jesus oder die Erzähler des Vorgangs mit der pharisäischen Halacha nicht vertraut gewesen seien. Wenn in diesem Zusammenhang Jesus selbst den Kreisen des Amhaarez zugerechnet wird, so will das bei der weiten Bedeutung, die H. der Bezeichnung Amhaarez eigen sein läßt, nicht eben viel bedeuten; andernfalls wäre daran zu erinnern, daß unter den Schimpfnamen, die Jesus von seinen Gegnern erhält, nach unserer Kenntnis der Name „Sünder“ (= Amhaarez) fehlt.

Über alle kleineren Ausstellungen hinaus geht der Dank für diese in der Quellenbehandlung wie in der synthetischen Darstellung gleich hervorragende Leistung. Möchte auch dies Werk Herfords bald einen deutschen Übersetzer finden!

Gunn, Battiscombe: **Studies in Egyptian Syntax.** Paris: Paul Geuthner 1924. 4°. (XXV, 202 S.) Bespr. von A. Erman, Berlin.

Das Buch von Gunn ist mir eine besondere Freude gewesen. Einmal weil wir in ihm einen Ägyptologen kennen lernen, der wirklich Ägyptisch kann, und dann weil es Fragen aufwirft und Rätsel aufgibt, über die wir bisher in der ägyptischen Grammatik hinweggesehen haben.

Wir haben es ja in den letzten Jahrzehnten zu einer Kenntnis des ägyptischen Sprachbaues gebracht, die für die Praxis des Uebersetzens im Ganzen ausreicht, und wir sind nun geneigt, uns dabei zu beruhigen. Wer freilich die Augen offen hält, der stößt doch oft genug auf Dinge, für die in unserm grammatischen Bau kein Platz vorgesehen ist. Hier setzt nun Gunn ein, und wenn er sich dabei auch vielfach auf unsicherem Boden bewegen muß, so ist doch die Menge guter Ergebnisse verhältnismäßig groß.

Ehe ich dazu übergehe, diese Ergebnisse zu erörtern, muß ich aber ein grundsätzliches Bedenken aussprechen. Wir haben bisher — ich möchte sagen: instinktmäßig — das Ägyptische als eine Sprache von verhältnismäßig einfachem Bau behandelt, die sich mit so schlichten Ausdrucksmitteln behalf, wie wir sie in den semitischen Sprachen und im Koptischen finden. Gunn stellt dagegen höhere Anforderungen an das Ägyptische und sucht nach so feinen Nuancen des Ausdrucks, wie sie in hochkultivierten Sprachen vorkommen. Wenn es z. B. in der Geschichte des Schiffbrüchigen heißt: „ich lasse dir Opfer bringen, wie das einem Gotte getan wird, der die Menschen liebt“, so nimmt Gunn (S. 103) Anstoß an dieser Übersetzung, denn es müsse doch heißen: „wie das einem Gotte getan werden sollte“. Vielleicht würden wir so sagen, wenn wir uns streng logisch ausdrücken wollten

(was wir ja natürlich nur ausnahmsweise tun), aber ich fürchte sehr, daß ein Ägypter sich immer an dem unbestimmten Ausdruck genügen ließ; was gemeint war, verstand man ja auch so. Und es scheint mir zudem ein gefährliches Spiel, wenn wir gerade im Ägyptischen nach solchen Feinheiten suchen, in einer Sprache, von der wir ja nicht einmal die Vokale kennen!

Gunn besitzt wohl eine besondere Begabung zu scharf logischem Denken, und die zeigt sich auch in der Art, wie er die Formen bezeichnet und die Bedeutungen angibt, einer Art, die uns, die wir nicht so begabt sind, die Benutzung des Buches doch erschwert. Wo wir z. B. uns damit begnügten zu sagen „*nn* bedeutet: es ist nicht vorhanden" heißt es bei Gunn (S. 140): „the predicative *nn* predicates the simple state of non-existence". Und S. 110 sagt er von der Verbindung *n śḏm.n.f* „er hört nicht": it is used with virtually unlimited time-field in generalisations of the widest kind, in which the singular subject connotes a whole category; ich gestehe gern, daß ich das nicht verstanden hätte, hätte ich nicht aus den Beispielen ersehen, daß er meint, die Verbindung werde in ganz allgemeinen Behauptungen gebraucht. Allen Respekt vor diesem Scharfsinn; ich kann mir wohl denken, daß er bei der Durchforschung einer modernen gründlich bekannten Sprache zu Erfolgen führt, aber wir armen Teufel von Ägyptologen haben noch so grobe Arbeit zu tun, daß so feine Werkzeuge uns nur in Verlegenheit bringen.

Aber das sind Äußerlichkeiten, die keinen Ägyptologen davon abhalten sollten, das merkwürdige Buch durchzuarbeiten. Die Anregung und die Belehrung die er daraus gewinnt, lohnen die Mühe.

Zu den beiden sogenannten Relativformen, der imperfektischen *mrrt.f* und der perfektischen *mrt.n.f* „die welche er liebt, geliebt hat" fügt Gunn noch eine dritte, die er prospektive Relativform nennt. Sie hat im wesentlichen futurische Bedeutung und lautet m. *mrj.f*, f. *mrtj.f*; das j wird natürlich oft nicht geschrieben, doch erkennt man die Form auch dann bei den veränderlichen Verben, da ihr die Geminirung fehlt: *mr.f*. Ich bin im Ganzen geneigt, diese Entdeckung zu glauben. Gute Beispiele, sind *mrtj ibk* „was dein Herz wollen wird" (S. 8), „laß mir bringen *gmt.k* was du finden wirst" (S. XV), „ihre Kinder *mś.ś nj* die sie mir gebären wird" (S. 9); „ich werde sie nicht töten, bis ich gehört haben werde *ḏdtj.tn rś* was ihr dazu sagen werdet" (S. 15); *m ḥw nb šmj.f ỉm* „an jedem Ort wo er gehen wird" (S. 16). Gunn möchte elf verschiedene Nuancen der Bedeutung unterscheiden, und in der Tat kommt man bei Fällen wie *r rḫtj r* „so daß Re es weiß" (S. 14) nicht mit der futurischen Auffassung durch, und ein *ỉr ʿnḫtj ḫnwś ỉm* mag auch etwa bedeuten „der gemacht hat das, wovon die Mücke leben kann" (S. 16). — Aber bedenklich kann es einen dann wieder machen, wenn solche Schreibungen auf *tj* als Varianten zu der gewöhnlichen imperfektischen Relativform auftreten: *ỉḫ.t nb.t ʿnḫtj ntr ỉm* „alles wovon ein Gott lebt" (S. 33); *dd.t p.t, ḳmztj tz, ỉnn.t ḫ̈pj* „was der Himmel gibt, was die Erde erschafft, was der Nil herbeibringt" (S. 17); da kann man doch unmöglich das zweite Verbum anders auffassen als die beiden andern.

Wie die andern beiden Relativformen nach Gardiners Darlegungen auf passive Partizipien zurückgehen, so nimmt Gunn auch für seine prospektive Relativform einen solchen Ursprung an; ein Beispiel eines passivischen fem. Particips auf *tj* scheint *ḏdtj* „das was (dir) gesagt werden wird" (S. 29) zu sein; ein aktives *ḫprtj* „das was geschehen wird" (S. 37) halte ich für sicher.

Hübsche gelegentliche Bemerkungen bei dieser Untersuchung sind, daß auch von intransitiven Verben passive Participien der gewöhnlichen Art vorkommen: „ein Charakter *ḫtpw ỉmf* mit dem man zufrieden ist" (S. 33) und weiter, daß die Form *śḏmtjfj* immer futurische Bedeutung hat (S. 35).

Sehr wichtig als Wegweiser beim Übersetzen ist das, was Gunn (S. 45 ff.) über die Hervorhebung feststellt: ein *ỉn NN.* (resp. *św*) *śḏm* bedeutet „NN. ist es der hört", aber *ỉn NN (św) śḏm.f* bedeutet „NN. ist es, der hören wird."

Die beiden Reihen der Pronomina absoluta, die wir zu unterscheiden pflegen, sind nach ihrem syntaktischen Gebrauch so zu verbinden: Sing. 1. *ỉnk*, 2. *ṯwt, ṯmt*, 3. *św, śtt*, Plur. 1. fehlt, 2. *nṯn*, 3. *ntśn*. Die Formen *ntk, ntf* hält Gunn nach ihrem Vorkommen für sekundär (S. 46).

Daß *r* mit Infinitiv auch passive Bedeutung haben kann, ist nach Gunns Beispielen nicht zu bezweifeln: *mśw ntjw r mś.t* „Kinder welche geboren werden werden" (S. 66); das beruht natürlich darauf, daß der Infinitiv eigentlich ein Substantiv ist, das weder aktiv noch passiv ist.

Wir haben früher die n-Form in alten Götterreden usw. präsentisch übertragen: „ich gebe dir Leben usw." und haben dies erst neuerdings aufgegeben, weil Hermapion δεδώρημαί σοι übersetzt. Gunn zeigt jetzt, daß die erste Übersetzung richtig war (S. 69).

Das alte Passivum hat nicht, wie wir nach Sethe annahmen, eine Endung *jj* bei plura-

lischem Subjekt, sondern Gunn hält *śḏmjj* für eine besondere perfektische Passivform: „ist gehört worden" (S. 74 ff.).

Merkwürdig und, wie mir scheint, richtig ist die Form *śḏm.f*, die er Prospektiv nennt und die von *rdj* „veranlassen" und von *n sp* „es geschah (?) nicht" abhängt (S. 95). Bei den IIIae inf. endet sie auf *jj*.

Die zweite Hälfte des Gunnschen Buches ist der Negation in ihren beiden Formen gewidmet. Hier bringt er zunächst eine merkwürdige Beobachtung vor. In der historischen Erzählung entspricht dem *śḏm.nf* „er hörte" negiert ein *n śḏm.f* „er hört nicht". Gunn will dies letztere nun auch perfektisch fassen und bemüht sich, die anderen Fälle, wo *n śḏm.f* auch futurischen Gebrauch u.ä. habe, damit in Einklang zu bringen (S. 105 u. a.). Ich glaube, es wird überall nichts als „er hört nicht" bedeuten, und Gott weiß aus welchen stilistischen Gründen hatte man sich angewöhnt, diese Verbindung in der Erzählung zu verwenden. Etwa so: „er kam . . . und er sah es . . . und **er merkt es nicht** . . . und er ging weiter". Das ist gewiß nicht logisch, aber die Logik bestimmt ja auch nicht den Sprachgebrauch.

Umgekehrt kommt die negierte n-Form auch mit nicht perfektischer Bedeutung in allgemeinen Behauptungen vor sowohl mit der Negation *n* (S. 111 ff.) als auch mit der Negation *nn* (S. 127). Ich sehe darin nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, daß ja die n-Form auch sonst in nachdrücklichen Aussagen, wie den oben angeführten Götterreden, steht. Wer weiß, ob das nicht sogar ihre ursprüngliche Bedeutung gewesen ist?

Die Verbindung *nn śḏm.f* „er wird nicht hören, er soll nicht hören" (S. 119) enthält nach Gunn eine besondere futurische Form, bei der die IIIae inf. nicht geminieren.

Ausführlich verbreitet sich Gunn auch über die Schreibung und die mutmaßliche Lesung der beiden Negationen; besonders interessant ist dabei der Nachweis, wie alt und wie früh (mR) man schon das Negationszeichen verwendet, um die Präposition *n*, das *n* in *nfr n* und das *n* der n-Form zu schreiben. Das genetivische *n* wird erst im nR und auch da nur selten so geschrieben (S. 83 ff.).

Was ich hier aufgeführt habe, erschöpft den Inhalt des Buches bei weitem nicht, und vor allem gibt es keinen Begriff von der Menge von feinen Bemerkungen und richtigen Übersetzungen, die es bringt. Bei allen Zweifeln und allen Bedenken im Einzelnen ist Gunns Werk eine bedeutende Leistung, die der Erforschung der ägyptischen Sprache einen neuen Anstoß gibt.

A. **Schmidt**, Prof. D. Dr. Carl: **Pistis Sophia.** Neu herausgegeben mit Einl. nebst griech. u. koptischem Wort- u. Namenregister. Hauniae: Gyldendalske Boghandel-Nordisk Forlag 1925. (XXXVIII, 456 S.) 8° = Coptico Consilio et Impensis Instituti Rask-Oerstediani edita II.

B. **Schmidt**, Carl: **Pistis Sophia.** Ein gnostisches Originalwerk des dritten Jahrhunderts aus dem Koptischen übersetzt. In neuer Bearbeitung mit einleit. Unters. u. Indices. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (XCII, 308 S.) 8°. Rm. 10.50; geb. 12 —. Bespr. von W. **Spiegelberg**, München.

A. Einer der sprachlich wie literarhistorisch und theologisch wichtigsten koptischen Texte ist hier in endgültiger Gestalt von einem der ersten Kenner der koptischen Sprache und Literatur vorgelegt. Freilich war die bisherige Ausgabe der Pistis Sophia von M. G. Schwartze (1851) eine für ihre Zeit hervorragende Leistung, durchaus brauchbar. Aber sie ist vergriffen und auch keineswegs fehlerlos. So war eine Neuausgabe des koptischen Textes ein dringendes Bedürfnis, und man darf H. O. Lange (Kopenhagen) dankbar sein, daß er diese Arbeit in die Sammlung der Coptica aufgenommen hat, die durch die von der dänischen Regierung in so dankenswerter Weise ins Leben gerufene „Rask-Oersted-Stiftung" herausgegeben wird. Ebenso sehr wird man es ihm aber Dank wissen, daß er die wichtige Arbeit einem Forscher anvertraut hat, der auf dem Gebiete der gnostisch koptischen Literatur seit Jahrzehnten mit dem größten Erfolge tätig war und als ihr bester Interpret gelten darf. Er hat auch diese Aufgabe mit der größten Akribie und großem Scharfsinn in vorbildlicher Weise gelöst.

In der Einleitung ist die Geschichte und Beschreibung des Codex gegeben, der nach Schmidts früherer Entdeckung die Abschrift einer älteren Hs. ist und von zwei verschiedenen Händen herrührt. Was die Datierung anlangt, so entscheidet sich Schm. jetzt mit Woide für die 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts. Mit Recht hält er gegen Leipoldt an dem rein sahidischen Sprachcharakter[1] der Pistis Sophia fest und vertritt die gewiß richtige Anschauung, die er noch in einer besonderen Abhandlung näher zu begründen verspricht, daß das Werk ursprünglich griechisch abgefaßt gewesen sei. Über die Kapitel: „Titel und Komposition"; „Verfasser, Ort und Zeit" werden sich vor allem die Theologen zu äußern haben. Hier hat Schmidt selbst das wichtigste Material durch eigene glückliche Funde beigesteuert, und die Position der Forscher, die die P. Sophia dem Valentin oder dessen Schule zugeschrieben haben, wird, so weit ich mir als Nichttheologe auf Grund der jetzigen Darstellung von Schm. ein Urteil erlauben darf, kaum noch zu halten sein. Schmidt will das kopt. Werk mit Harnack in die 2. Hälfte

1) Der allerdings manches Altertümliche aufweist (s. u.).

des 3. Jahrh. setzen, d. h. die ersten drei Bücher, während er das letzte für älter hält.

Den Hauptbestandteil des Bandes bildet der koptische Text, der jetzt, wie schon gesagt, eine endgültige Gestalt gewonnen hat. Überall sind die nicht seltenen Fehler der Hs. verbessert und die Abweichungen von der ersten Schwartzeschen Ausgabe vermerkt, auf die übrigens in den Randziffern verwiesen ist. Natürlich wird man manchmal über die Notwendigkeit von Emendationen streiten können. Dabei muß beachtet werden, daß sich manche ungewöhnliche Form aus dem hohen Alter des Textes erklären kann. Ich würde z. B. ⲉⲧⲡⲣⲟⲩⲏ 1[5], ⲣⲁⲓ̈ (statt ⲉⲣⲁⲓ̈) 196[18], 151[2] oder ⲉⲧⲙ̄ⲡⲉⲛⲧ 7[21], 24[2] unangetastet lassen und möchte zu der letzten Verbindung, die Schm. durch ⲉⲧⲣⲙ̄ⲡⲉⲛⲧ ersetzen will, daran erinnern, daß ⲛ < *m* hier altertümlich sein kann, wie vielleicht auch in 112[21] ⲛⲧⲟⲡⲟⲥ ⲉⲧⲙ̄ⲡⲭⲁⲟⲥ ⲙ̄ⲡⲉⲥⲛⲧ. Auch das gelegentliche ⲣⲛ̄- statt ⲣⲙ̄- 13[12], 231[15], 291[15] (?)[1] und ⲣⲓⲭⲛ̄- statt ⲣⲓⲭⲙ̄- 230[18], 231[8.10] vor folgendem ⲛ mag altertümlich sein[2], wie sicher ⲧⲣⲉⲓ̈-, ⲧⲣⲓ- (statt ⲧⲣⲁ), wie Schm. selbst[3] gesehen hat. Zu den alten Formen gehört auch ⲣⲁ, das mehrfach als Nebenform von ⲣⲟ erscheint und die alte[4] auch im Achmimischen nicht mehr nachweisbare Vokalisation mit *a* zeigt. Auch die folgenden Formen ⲁⲟⲧⲱⲛ 328[10] statt ⲟⲧⲱⲛ, ⲙⲉⲣ 117[18] st. ⲙⲛⲣ, ⲙⲟⲧ[5] 101[22] st. ⲙⲁ würde ich stehen lassen. Von besonderem Interesse ist ⲛⲉⲥϧⲱ 259[21], 280[17], wo beide Male das ursprüngliche ⲛⲓⲥϧⲱ mit der volleren, älteren Form des Artikels in ⲛⲉⲥϧⲱ von späterer Hand geändert worden ist. — ⲣⲱⲱϥ 119[16], 127[20] ist die bekannte Adversativpartikel „aber", also sicher nicht in ⲣⲱⲱⲥ zu ändern. In 46[6] würde ich ⲉⲣⲉⲛⲙⲡⲧⲡⲟⲥ (sic) herstellen. ⲉⲓⲉⲣⲏ 258[6] könnte einer der von Lacau (Recueil 31 (1909) S. 77ff.) besprochenen Kollektivplurale auf ⲏ von ⲉⲓⲟⲟⲣ sein (wie ⲧⲟⲧⲉⲓⲏ „Berge" von ⲧⲟⲟⲧ, ⲣⲓⲙⲏ „Wellen" von ⲣⲟⲉⲓⲙ). — Sollte nicht in ⲁⲧⲟⲧⲉⲣ- (55[8] = Ps. 68[27] πρόσθες) die alte Imperativform von ⲟⲧⲱⲣ mit vorgesetztem ⲁ erhalten sein? Daß von *wẓḥ* ein solcher Imperativ gebildet wurde, wissen wir ja aus der auf *ʾ-wẓḥ* zurückgehenden Partikel ⲁⲧⲱ[1]. Ungewöhnlich und vielleicht fehlerhaft wäre nur die Schreibung ⲁⲧⲟⲧⲉⲣ- statt *ⲁⲟⲧⲉⲣ-[2].

Unter den Registern sind die griechischen und koptischen Wortindices besonders wertvolle Beigaben, zu denen ich nur wenig zu bemerken habe. In ⲗⲁⲓ̈ⲛ(ⲟⲛ) ist ⲟⲛ die Partikel „auch". Danach ist auch im Text (212[7]) ⲟⲛ von dem vorhergehenden ⲗⲁⲓ̈ⲛ zu trennen[3]. Zu ⲣⲁⲛ hätte bei dem tonlosen ⲣⲛ̄- die ganze eigentümliche Wendung gegeben werden sollen, möglichst mit allen Zitaten. ⲱⲣⲓⲙⲟⲧⲉ ⲉⲣⲛ̄ ⲕⲣⲟⲛⲟⲥ „Orimuth heißt Kronos" zeigt dieselbe merkwürdige Konstruktion, die aus ⲛⲓⲙ ⲉⲣⲉⲛⲁ (B): ⲛⲓⲙ ⲉⲣⲛ̄ⲧⲕ (S.) „wie heißt du?"[4] (wörtl. „wer ist in Bezug auf deinen Namen?") bekannt ist. Daß ⲟⲧⲏϩ (S. 429) altertümlicher sein soll als ⲟⲧϧⲏϩ, das doch dem altäg. Prototyp (*r wb* demot.) näher steht, ist mir sehr fraglich. Die zuerst von Sethe (Verbum II S. 439 A) richtig erklärte Wendung ⲧⲙ̄ⲡⲥⲟⲛ sollte unter ⲱⲛ stehen. ⲟⲧⲱ st. ⲟⲧⲱⲛ (S. 429) und ⲣⲱⲛ st. ⲣⲱⲡ (S. 440) sind Druckfehler.

Der Band schließt mit den neuen Lesungen, die Schm. noch nach dem Abschluß des Druckes vor dem Originalkodex des Brit. Museum gewinnen konnte. Der neuen in Aussicht gestellten Übersetzung und den weiteren Untersuchungen über die in der Einleitung des Buches nur kurz skizzierten literarhistorischen und theologischen Fragen darf man mit großen Erwartungen entgegensehen. Aber schon jetzt wird man dem Verfasser für diese vortreffliche Veröffentlichung danken, mit der er wieder ein wichtiges koptisches Quellenwerk in mustergültiger Form für die Wissenschaft zugänglich gemacht hat.

B. Inzwischen ist die in der obigen Besprechung angekündigte neue Übersetzung des gnostischen Werkes erschienen, die auf der letzten verbesserten Textausgabe beruht. Sie hat dadurch in Einzelheiten manche Änderungen gegenüber ihrer Vorgängerin erfahren und darf jetzt als unbedingt zuverlässig gelten.

Da der Verlag einen weiteren religionsgeschichtlich interessierten Leserkreis berücksichtigt wissen wollte, so hat Schm. in dankenswerter Weise eine Einleitung beigegeben, die in die Ideenwelt des Gnostizismus vortrefflich

1) Falls nicht besser ⲣⲛ̄ ⲛⲧⲟⲡⲟⲥ herzustellen ist.

2) Auch das boh. ⲣⲉⲛ- und ⲣⲓⲭⲉⲛ-assimiliert das auslautende ⲛ nicht. 3) Ä. Z. 42 (1905) S. 141.

4) Vgl. Sethe: ZDMG 1923 S. 170.

5) Die Form ist sonst nur Faj. bekannt.

1) S. W. Max Müller Ä. Z. 26 (1888) S. 94 und meine demot. Gram. § 55. 215.

2) Einige seiner Emendationen hat übrigens der Verfasser in den Nachträgen S. 453ff. selbst zurückgezogen.

3) So schon in meinem kopt. Handwb. S. 51.

4) Siehe ibid. S. 102.

einführt. Besonders willkommen ist die kurze klare Orientierung über den Inhalt des Textes, die gleichzeitig ein Vademecum durch die wirren Gedankengänge des koptischen Werkes ist. Die Untersuchungen über Titel und Komposition, Verfasser, Ort und Zeit führen die entsprechenden Abschnitte der oben angezeigten Textausgabe weiter aus. Inwieweit Schm. hier gegenüber seinen Gegnern im Recht ist, darüber steht mir keine kompetente Entscheidung zu. Aber die Hauptergebnisse seiner eindringenden und scharfsinnigen Ausführungen sind mir sehr wahrscheinlich (S. LXXXI):

1. Die beiden Bücher des Cod. Bruc. sind die in der Pistis Sophia zitierten beiden Bücher Jeû.

2. Sie sind also älter als dieses Werk, zumal sie das Mysterienbuch der Sekte enthalten.

3. Dieses Mysterienbuch ist eine wesentliche Quelle des 4. Buches der Pistis Sophia gewesen, das chronologisch zwischen die Bücher Jeû und die 3 Bücher der P. S. zu stellen ist.

Damit ist auf eine der verwickeltsten Fragen der koptisch gnostischen Literatur helles Licht gefallen.

Herrmann, Prof. D. Johannes: **Hebräisches Wörterbuch zu den Psalmen.** Gießen: A. Töpelmann 1924. (VI, 58 S.) 8° = Einzelwörterbücher zum Alten Testament. 4. Heft, hrsg. von F. Baumgärtel. Rm. 1.40.

Hempel, Prof. Lic. Dr. Johannes: **Hebräisches Wörterbuch zu Jesaja.** Gießen: A. Töpelmann 1924. (VIII, 56 S.) 8° = Einzelwörterbücher zum AT. 2. Heft. Rm. 1.60. Bespr. von Curt Kuhl, Suhl.

Der Herausgeber dieser Sammlung, Prof. D. Fr. Baumgärtel, verschließt sich den Bedenken nicht, die gegen ein derartiges Unternehmen geltend zu machen sind, und vertritt durchaus den Standpunkt, daß für unsere Studenten die Benutzung eines großen Wörterbuches eine Notwendigkeit ist. Wenn er trotzdem an seiner Absicht festgehalten hat, so war für ihn maßgebend einzig und allein die schwierige wirtschaftliche Lage, die unsere Studenten nötigt, mit kleinen „Notwörterbüchern" oder gar mit sogenannten „Präparationen" zu arbeiten, die einmal sprachlich in keiner Weise fördern und, da andererseits ein Eingehen auf die besonderen Eigenheiten der Texte fehlt, nur das Verständnis des Hebräischen erschweren. So sollen diese Einzelwörterbücher in die Lücke treten und „wenigstens für die gelesensten Bücher zulängliches lexikographisches Handwerkszeug wohlfeil" darbieten. Diese Absicht ist, soweit sich aus den mir vorliegenden Heften ein Urteil abgeben läßt, vollauf verwirklicht. Durch eine ganze Reihe von Abkürzungen ist bei sparsamster Raumausnutzung viel geboten; auch nicht belegbare Formen, unsichere Bedeutungen, Ketib und Qere, bildliche und parallele Ausdrücke sind kenntlich gemacht, einzelne Versionen und Konjekturen in wichtigen Fällen angegeben. Die Eigennamen finden sich in einem besonderen Verzeichnis.

Das MS. zu Herrmanns WB. ist entstanden in den Zeiten der schlimmsten Inflation, so daß naturgemäß „entsagungsvollste Beschränkung in der Stoffdarbietung" zwingende Notwendigkeit war. Trotzdem ist bei aller Kürze etwas durchaus Gutes und Brauchbares geschaffen worden. Auch der Druck ist sorgfältig. Von der Notierung parallel gebrauchter Ausdrücke wäre gerade bei den Psalmen eine ausgiebigere Anwendung hochwillkommen gewesen; z. B.: S. 1 Spalte 2 Zeile 9: Kraft = parallel „Unrecht" Ps. 94, 23; ebenda Zeile 10 ist zu ergänzen die Bedeutung „Schatzhaus" zu Ps. 33, 7; ebd. Zeile 23 hätte vielleicht die Konjektur aus BHK Erwähnung verdient; S. 2 Sp. 1 Zeile 25 lies im Deutschen den Singular; an Druckversehen notiere ich S. 57 Sp. 2 Z. 30 die falsche Vokalisation und S. 1 Sp. 1 Z. 13: 78, 20 statt 25.

Hempel ist bei Abfassung seines MS. anscheinend nicht mehr in so starkem Maße wie Herrmann durch die ungünstigen Zeitverhältnisse eingeengt gewesen. So war es ihm ermöglicht, die Forderungen, die er im Th. Litbl. 1922, 293 hinsichtlich der Ausnutzung der geleisteten Textbearbeitung für die Sprachstatistik und hinsichtlich der Herkunftsbezeichnungen der Konjekturen aufgestellt hat, nun hier an seinem Teil zu verwirklichen. Anzuerkennen ist in seinem WB die Kenntlichmachung des Sprachschatzes von Proto- und Deuterojes.; doch das Hauptcharakteristikum an diesem WB ist die Notierung einer Fülle von Konjekturen, wobei auch wohl hier und da „der Rahmen des unbedingt Erforderlichen überschritten wurde". Der Nachteil einer gewissen Subjektivität muß dabei in Kauf genommen werden, aber er wird reichlich dadurch aufgewogen, daß unsere Studenten, die zum großen Teil nicht einmal im Besitz der BHK sind, auf diese Weise einen besseren Eindruck von der am Text geleisteten Arbeit bekommen, als ein großes WB ihn ihnen geben kann. Wenn ich hierzu noch einige Ergänzungen machen möchte, so geschieht es nicht, um die von H. geleistete fleißige und wertvolle Arbeit zu verkleinern, sondern ich hoffe, im Sinn des Verf.s zur Bereicherung seines WB beizutragen.

An Ergänzungen schlage ich noch vor: Seite 1 Spalte 1 Zeile 12 den Zusatz: „nur von Jahwe gebraucht"; ebenda Z. 22: Jes 29, 5 = parallel zu „Spreu"; S. 2 Sp. 1 Z. 13: 24, 15 vgl. Delitzsch, Lese- und Schreibfehler 109b; S. 4 Sp. 1 Z. 36: 41, 24 den Parallelausdruck; Sp. 2 Z. 19: 21, 8 = Delitzsch 119b; Z. 32: 11, 4 = 136a Lag; Z. 34; 9, 18 = 4a; S. 5 Sp. 2 Z. 7: 37, 20 = 92 vgl. 2. Reg 19, 19; S. 6 Sp. 1 Z. 17: 48, 10 = 111; S. 11 Sp. 2 Z. 6: 45, 2 = 116d; S. 12 Sp. 2 Z. 9: = 106c; S. 17 Sp. 1 Z. 2: 44, 16 = 99b; Sp. 2

Z. 33f.: 44,11 = 72a; S. 19 Sp. 2 Z. 24: 2,6 = 126a; S. 20 Sp. 2 Z. 9: 43,8 = 34b; S. 26 Sp. 1 Z. 25: 58,9 = 33a; S. 27 Sp. 1 Z. 39: 54,9 = 5a; Sp. 2 Z. 2: 30,20 crr = 20e; S. 31 Sp. 2 Z. 6 zu 42,22 notiere den Parallelausdruck; S. 34 Sp. 1 Z. 10: 1,31 = 16Ch; S. 38 Sp. 1 Z. 12; 30,8 = 72b; Sp. 2 Z. 21: 42,19 = 99b; S. 39 Sp. 1 Z. 12: 25,2 = 108a; S. 40 Sp. 2 Z. 6: 24,11 = 95a, vgl. Parallelausdruck; S. 43 Sp. 2 Z. 19: 32,17 = 99b; S. 45 Sp. 1 Z. 21: 29,3 = 109b; S. 52 Sp. 1 Z. 32: vgl. 2. Reg. 19, 26; Sp. 2 Z. 19: = 90c; S. 54 Sp. 2 Z. 3: 38, 15 = 72b; S. 55 Sp. 1 Z. 14: 29, 20 = 104b. Zum Eigennamen Phul 66, 19 siehe BHK, Delitzsch 97a.

Bewer, Prof. D. Dr. Julius A.: **The Literature of the Old Testament in its Historical Development.** New York: Columbia University Press 1924. (XIV, 452 S.) gr. 8°. = Records of Civilization: Sources and Studies, ed. by James T. Shotwell. $ 3—. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

J. A. Bewer, aus jüngster Zeit den deutschen alttestamentlichen Fachgenossen besonders durch seinen „Text des Buches Ezra" 1922 aufs Vorteilhafteste als scharfsinniger Philologe bekannt, legt uns als sein neuestes Werk eine geschmackvolle, mit warmer Begeisterung für den Gegenstand geschriebene alttestamentliche Literaturgeschichte vor. Sie ist das transatlantische Seitenstück zu K. Buddes schöner Geschichte der Althebräischen Literatur[2] 1909 und wie dieses Werk Teil eines nicht bloß für Theologen, sondern für Gebildete überhaupt bestimmten Sammelwerkes. Nur bietet Bewer weit mehr als der deutsche Kollege wörtliche Auszüge aus den hebräischen Quellen, während Budde im Unterschied zu seinem amerikanischen Konkurrenten den Akzent mehr auf die literarische Entstehung der einzelnen Bücher legt.

Der wissenschaftliche Standpunkt des Bewerschen Buches ist gemäßigt kritisch. Sein Heimatsschein ist die Wellhausen'sche Schule. Jüngste Weiterbildungen der Kritik, wie z. B. der noch nicht ausgetragene Streit um das Deuteronomium, die Bücher Jeremia, Ezechiel und Esra-Nehemia sind von Bewer, vielleicht auch nicht zum Schaden der Sache, nicht berücksichtigt, oder ihm bei der Abfassung seines Werkes noch unbekannt geblieben. „Habakuk" ist S. 139 — trotz Duhm! — noch zu einem Zeitgenossen Nahums gemacht. Behandelt ist der ganze Stoff nach historischen Gesichtspunkten in 23 Kapiteln. Einzelne Literaturstücke wie z. B. das Bundesbuch (S. 37 ff.), oder das Deuteronomium (S. 124 ff.) werden genau analysiert. Schade, daß nicht allgemein so verfahren wird. Die in Kap. XIX unter „The Wisdom Literature" behandelten Schriften: Proverbien, Hiob und Kohelet sollten auch unter dem Generaltitel mit genannt sein. Befremdend ist, daß in Kap. XX Psalmen und Hoheslied zusammengefaßt sind, besonders da der Verf. den von P. Haupt zuerst aufgewiesenen euphemistischen Stil des Hohenliedes zugibt. Feinsinnig ist, was Bewer über Pss. wie 16, 73 u. ä. S. 390 sagt. Er findet hier Verwandtschaft mit Joh. 17, 3. Zeichen gesunder historischer Kritik ist die Beziehung des 110. Ps. auf „the coronation ceremonies of Simon the Hasmonean in 142 B. C." S. 369. Den Beschluß macht ein Kapitel über „Canon and Text of the Old Testament". Das ganze Buch ist ein erfreulicher Beweis für den großen gemeinsamen Besitzstand amerikanischer und deutscher alttestamentlicher Wissenschaft.

Simpson, D. C., D. D.: **Pentateuchal Criticism.** With an introduction by the Right Rev. H. E. Ryle, C. V. O. D. D. London: Oxford University Press. 1924. (XVI, 211 S.) 8°. 6 sh 6 d. Bespr. von W. Eichrodt, Basel.

Wir haben es in dieser Verteidigung der 4-Quellen-Theorie im Pentateuch mit einer populären Darstellung der Resultate der neueren Pentateuchkritik zu tun, die dem englischen Laien einen Einblick in die Hauptgründe der kritischen Auffassung und ihre Folgen für die historische und religiöse Einschätzung der alttestamentlichen Religionsgeschichte vermitteln will. Wir dürfen also nicht erwarten, hier mehr als die landläufige Behandlung der Pentateuch-Probleme zu finden und verstehen es aus dem Zweck des Buches, daß fast ausschließlich englische Literatur genannt wird. Die betonte Abwehrstellung des Vf. richtet sich einerseits gegen den Vorwurf, daß die kritische Bibelbetrachtung den christlichen Offenbarungsglauben antaste, andererseits gegen die Einwände von Wiener, Dahse u. a., die von der abweichenden LXX-Überlieferung aus das kritische Hilfsmittel der Gottesnamen im Pentateuch angreifen. Zu bedauern bleibt, daß dem Vf. die Pentateuchforschung im wesentlichen mit Wellhausen und Driver abgeschlossen scheint und daher die neuere Forscherarbeit, die doch manches in anderes Licht gestellt hat, überhaupt nicht zu Worte kommt. Das kann auch dem populären Zweck, für den sich das Buch sonst gut eignet, nur schaden.

Haller, Prof. D. Max: **Das Judentum.** Geschichtsschreibung, Prophetie und Gesetzgebung nach dem Exil. Übersetzt, erklärt und mit Einleitungen versehen. Mit Namen- und Sachregister. Zweite, verm. und verb. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1925. (24*, 363 S.) gr. 8°. = Die Schriften des Alten Testamentes in Auswahl. II. Abt. 3. Bd. Rm. 8—; geb. 10—. Bespr. von Curt Kuhl, Suhl (Thür.).

Mit dem Erscheinen dieses Bandes liegt die sogen. „Göttinger Bibel" nunmehr vollständig in zweiter Auflage vor. Inzwischen haben sich aber auch die Stimmen gemehrt, sogar unter den Mitarbeitern am Werk, die gegen den

Auswahl- (und damit subjektiven) Charakter dieser Sammlung Einspruch erheben; so zuletzt W. Staerk bei der Besprechung von „H. Schmidt, Die großen Propheten“ in Th. Ltz. 1925 Nr. 6. Diese Stimmen sind nicht neu; schon bei der ersten Auflage von Hallers Buch wurde die Forderung einer unverkürzten Darbietung der Texte von der Kritik erhoben. Und es ist anzuerkennen, daß H. bestrebt gewesen ist, in der Neuauflage dem, soweit es mit dem Gesamtplan des Werkes in Einklang stand, gerecht zu werden. So ist der Umfang des Buches um ein Sechstel angewachsen. Neu aufgenommen sind von früher nicht behandelten Texten Lev 11, 1—47; Jes 64, 9—65, 25; Dan 3 und 8; auch ist die sogen. Jes. Apokalypse wenigstens kurz erwähnt. Der Abschnitt über Deuterosacharja ist durch Jes 19, 1—25 erweitert zu einem Abschnitt über den Ausgang der Prophetie. Den einzelnen Büchern sind Einleitungen vorangestellt, die dem Leser sicher sehr willkommen sein werden. Allerdings scheint es mir für ein populäres Werk nicht geboten, für Joel (mit Driver) eine so scharfe Scheidung zwischen Proto- und Deuterojoel vorzunehmen, wie es hier auch schon rein äußerlich durch den Druck hervortritt. Dazu ist diese Frage doch noch nicht genug geklärt. Die Urkunden von Jêb, die in der ersten Auflage auf knapp zwei Seiten abgetan wurden, haben jetzt eine ihrem Wert mehr gerecht werdende Würdigung gefunden (S. 225/234). In den Erklärungen zeigt sich in Kürzungen oder Erweiterungen überall die nachbessernde Hand. Auch die Übersetzung, die dem Rhythmus des Urtextes besser angepaßt ist, und die textkritischen Bemerkungen zeugen von der Sorgfalt, mit der der Verf. das Ganze noch einmal durchgearbeitet hat. Die Einleitung über das Judentum zur Zeit seiner Entstehung ist besonders im vierten Abschnitt (Die religiöse Grundstimmung der Zeit) nicht unbeträchtlich erweitert. Auch der neu hinzugekommene Überblick über die Geschichte Vorderasiens im persischen und griechischen Zeitalter (S. 7*/13*) verpflichtet den Leser zu besonderem Dank. Ein ausführliches Namen- und Sachregister erhöht den praktischen Wert des Buches.

Mose ben Maimon: Führer der Unschlüssigen. Ins Deutsche übertragen und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Adolf **Weiss.** 1.—3. Buch. Leipzig: Felix Meiner 1923/24. (1. Buch: CCCXXII, 394 S. 2. Buch: IX, 313 S. 3. Buch: VIII, 392 S.) gr. 8° = Philos. Bibl. 184 a—c. I.: Rm. 15.—, geb. 18.—; II.: Rm. 8.—, geb. 10.—; III.: Rm. 10.—, geb. 12.—. Bespr. von M. Plessner, Hamburg.

Das Erscheinen der ersten vollständigen deutschen Übersetzung der *Dalâlat al-ḥâ'irîn* hätte man gern mit ungeteilter Freude begrüßt; denn die Zahl derer, die heute an Übersetzungen bereits edierter Werke herangehen, ist nicht groß, obwohl die Editionen z. T. sehr alt sind und der Übersetzer reichlich Gelegenheit hätte, durch Nutzbarmachung der seitherigen Forschungsergebnisse das Verständnis gerade schwieriger Werke intensiv zu fördern. Da es sich nun gar um ein Hauptwerk der jüdisch-arabischen Philosophie handelt, das in der gesamten monotheistischen Welt ein solches Ansehen genossen hat wie der „Führer“, so war man erst recht freudig gespannt, zumal mit diesem Buch erstmalig die orientalische Philosophie Eingang in die *Philosophische Bibliothek* gefunden hat. Leider hat dieser Anfang unter einem ungünstigen Stern gestanden; denn der deutsche Maimonides kann — so zufrieden man auch in vieler Hinsicht mit seiner bloßen Existenz sein mag — keinen Anspruch auf selbständigen wissenschaftlichen Wert erheben.

Muß es schon an und für sich als verfehlt gelten, daß W. die Übersetzung — warum, erfahren wir nicht — auf den hebräischen Text des Ibn-Tibbôn basiert — notabene ohne auch nur die benutzte Ausgabe zu nennen; bekanntlich gibt es keinen kritischen Text und differieren die Drucke —, so ist er noch außerdem eklektisch verfahren und hat, wo es ihm geeignet erschien, seiner Übersetzung die Lesarten des arabischen Originals oder der hebräischen Übersetzung al-Ḥarîzîs zugrunde gelegt, ohne in den Anmerkungen von Fall zu Fall darauf hinzuweisen. Die allgemeine Mitteilung darüber im Vorwort S. VII genügt keinesfalls; denn wie die Sache jetzt liegt, wird zu Unrecht der Eindruck erweckt, als sei der Text überall in Ordnung oder die Übersetzung nunmehr gesichert. Der arabische Text selbst ist trotz der ausgezeichneten Leistung Munks nicht in allen Punkten endgültig; dasselbe gilt für seine französische Übersetzung. Trotzdem hielt W. eine Kritik Munks für überflüssig; wenn sich nur nicht in seinen Transkriptionen arabischer Wörter eine so mangelhafte Kenntnis des Arabischen offenbarte, daß man behaupten muß, er wäre zu einer solchen Kritik garnicht imstande gewesen! Natürlich sind daher auch die Fehler Munks, so weit sie an Stellen auftreten, wo W. nach dem „Arabischen“ — nicht eher nach dem Französischen? — übersetzt hat, übernommen.

Dies sind die von vornherein feststehenden Fehlerquellen, unter denen die Übersetzung leidet. Dazu kommt in der Ausführung selbst — von den Mißverständnissen und Fehlern abgesehen, die nicht eben selten sind, obwohl manche hätten vermieden werden können, wenn W. seinen Munk aufmerksamer benutzt hätte — vor allem die leidige Gewohnheit, eine vage Übersetzung zu geben und sie durch eine Anmerkung zu erläutern, obwohl eine genaue Übersetzung möglich gewesen wäre, die zugleich die Anmerkung überflüssig gemacht hätte. Die Beispiele sind so zahlreich, daß der Umfang des Buches bei Befolgung dieser Methode nicht unerheblich hätte herabgesetzt werden können. Wie wenig genau W. es mit dem Text nimmt, zeigt sich daran, daß in der Einleitung manche Textstellen besser übersetzt sind als im Text selbst. Man könnte W.'s Übersetzungsmanier noch verstehen, wenn dadurch ein besseres Deutsch erzielt worden wäre; aber auch dieses läßt zu wünschen übrig. Hinsichtlich

der Sinnwiedergabe ist sein Text im ganzen nicht einmal besonders fehlerhaft, — das war angesichts der Vorarbeiten auch garnicht möglich —; aber er nimmt auf den Wortlaut nur ungenügend Rücksicht und führt keinesfalls über Munk hinaus, bleibt sogar im Gegenteil hinter ihm zurück.

Soweit die Anmerkungen nicht von der oben charakterisierten Art sind, enthalten sie entweder Stellennachweise, die zum größten Teil von Munk stammen — W. hat sie wohl, wie Proben beweisen, sämtlich treulich nachverglichen —, oder inhaltliche Erläuterungen, die zum größten Teil wörtliche — oft verwässerte — Übersetzungen der Munkschen Anmerkungen sind, und zwar — so unglaublich das bei der Häufigkeit des Namens Munk in dem Buch klingt — ohne daß auch nur in annähernd allen Fällen die Quelle genannt würde, aber vielfach unter Weglassung der wertvollen Belege Munks. Was W. aus Eigenem hinzufügt — es befinden sich auch wertvolle Nachweise darunter —, verschwindet demgegenüber; daß durch seinen Anteil der Kommentar auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft gebracht worden wäre, davon ist keine Rede, da die neuere Literatur durchaus unzureichend benutzt ist. Wohl aber finden sich nicht selten Fehler in W.'s Kommentar, auch falsche Angaben und massenhaft Erklärungen ohnedies klarer Stellen. Manche Anmerkungen paraphrasieren die Munksche Übersetzung, wo W. anders übersetzt hat, aber so, daß es aussieht, als ob beide dasselbe sagten. Mitunter scheint W. die Differenz garnicht bemerkt zu haben.

Manche Schwächen des Buches waren wohl nicht zu vermeiden, weil die Sammlung, in der es erscheint, auch auf ein nicht gelehrtes Publikum berechnet ist. Aber es fragt sich, ob die Laien, die an einer deutschen Übersetzung des „Führers" Interesse haben, überhaupt so zahlreich sind, daß auf sie Rücksicht genommen werden mußte. Und selbst zutreffenden Falles scheint es undenkbar, daß der Laie sich durch eine wissenschaftlich zuverlässigere Leistung gestört gefühlt hätte, wenn es ihm um die Kenntnis des Maimonides Ernst ist; eine Unterhaltungslektüre ist der „Führer" wohl für niemand. Aber W. hat sich offenbar überhaupt nicht klar gemacht, wer als Leser seines Buches in Frage kommt; wenigstens ist der auffallende Mangel an Einheitlichkeit des Niveaus, der sich besonders in der Einleitung bemerkbar macht, sonst garnicht zu erklären.

Sie umfaßt dreihundert Seiten, deren genaue Hälfte der Darstellung des Lebens und der Werke des Maimonides gewidmet ist und mit der Zerstörung Jerusalems durch Titus beginnt! Die Darstellung ist weitschweifig, mit Räsonnements durchsetzt und verrät wenig Blick für das historisch Wesentliche und Interessante. Die zweiten 150 Seiten gelten der Darstellung des philosophischen Systems des Maimonides. Diese leidet vor allem daran, daß sie die historischen Voraussetzungen seiner Philosophie, oder vielmehr das, was W. darunter versteht, kurz am Anfang abtut und nun den Philosophen selbst in unzulässiger Weise isoliert. Behandelt werden nur metaphysische, psychologische und ethische Probleme, obwohl in einer Darstellung von 150 Seiten Umfang auch die Definition wenigstens der wichtigsten logischen Grundbegriffe wohl am Platze gewesen wäre. Ein erheblicher Teil der Darstellung ist mehr oder weniger wörtliche Paraphrase zusammenhängender Kapitel des „Führers" selbst; Belege für die Stellen, an denen sich die durch W. dargestellten Anschauungen des Maimonides finden, werden fast überhaupt nicht gegeben. W. zeigt sich in der Darstellung dogmatisch gebunden und wird des öfteren zum Apologeten seines Helden. Ich halte die ganze Anlage der Darstellung für verfehlt. Viel richtiger wäre es m. E. gewesen, sie ganz wegzulassen und dafür eine kurze, das zum Verständnis unumgänglich Notwendige enthaltende Einleitung zu schreiben und das Sachregister ganz detailliert auszuarbeiten, was auch im Interesse der Kontrolle der Richtigkeit der Darstellung manchmal sehr erwünscht gewesen wäre. Als Muster hätte W. dabei der ausgezeichnete große Index zu der Ausgabe der *Kritik der reinen Vernunft* in der *Philosophischen Bibliothek* dienen können.

Die Transkription ist systemlos und inkonsequent, die Druckkorrektur unsorgfältig. Dies letztere macht sich besonders störend in den Zitaten und im hebräischen Index bemerkbar.

Es war keine Freude, diese Anzeige schreiben zu müssen, zumal W. inzwischen verstorben ist und sich nicht mehr verteidigen kann. Aber es galt erstens, die Gründe aufzuzählen, aus denen diese Übersetzung, die auf lange hinaus die Grundlage für Zitate aus Maimonides bilden wird, mit größter Vorsicht zu benutzen ist, und außerdem, dem Verlag gegenüber, der für die großen Mittel, die er zweifellos in das Buch gesteckt hat, wärmsten Dank verdient, die Bitte zu begründen, in Zukunft bei Publikation solcher Werke, die hoffentlich auch weiterhin in der *Philosophischen Bibliothek* erscheinen werden, sich von Sachkennern beraten zu lassen. Gerade Werke, die für Laien bestimmt sind, müssen von durchaus über der Sache stehenden Fachmännern geschrieben werden; sonst wird nur Verwirrung gestiftet.

Efros, Israel: Philosophical Terms in the Moreh Nebukim. New York: Columbia University Press. (157 S.) = Columbia University Oriental Studies, Vol. XXII). Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Die Terminologie der jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters ist verhältnismäßig nur selten zum Gegenstand von Spezialuntersuchungen gemacht worden, trotzdem sie für die hebräische Sprachgeschichte ein umfangreiches und wertvolles Material bietet. Im wesentlichen steht dieselbe unter dem Einfluß der arabischen Terminologie. Denn als die Juden im 10. Jahrhundert nach neunhundertjähriger Unterbrechung wieder anfingen, sich der Philosophie zuzuwenden, waren es nicht mehr wie zur Zeit Philos die Originalwerke der griechischen Denker, mit denen sie sich auseinandersetzten, sondern die arabischen bzw. die ins Arabische übersetzten griechischen Philosophen, und so schrieben auch die jüdischen Denker seit Saadia zunächst ausschließlich arabisch. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts begannen dann schon die Übersetzungen ins Hebräische. Von entscheidender Bedeutung

wurde Samuel Tibbons im Anfang des 13. Jahrhunderts unternommene Übersetzung von Maimonides دلالة الحائرين. Durch die Lektüre dieser Übersetzung „entwickelte sich der philosophische und überhaupt der wissenschaftliche hebräische Stil“[1]. Als Proben dieses Stiles seien hier nur die großen philosophischen Werke von Levi ben Geršom und Chasdai Crescas genannt.

Die vorliegende gründliche Arbeit von Efros, nur ein Ausschnitt aus seinem geplanten umfassenderen Werk, *Hebrew Philosophical Terminology*, ist daher unbedingt zu begrüßen. Die Termini werden in alphabetischer Reihenfolge mit englischer Übersetzung zusammen mit den arabischen Termini des Originals und den entsprechenden hebräischen Termini von Al-Charizis Übersetzung geboten. Dazu sind noch an vielen Stellen die von Maimonides gebrauchten Termini in ihrer genauen Bedeutung erklärt und auch zahlreiche Beiträge zur Exegese und Textkritik des Originals wie der Übersetzung gegeben. Von besonderem Wert sind die im Anhang mitgeteilten Bemerkungen von Louis Ginzberg zur Geschichte der Termini, in denen gezeigt wird, wie stark trotz des arabischen Einflusses die Übersetzer doch auch vom talmudischen und spätrabbinischen Sprachgebrauch abhängig waren. Zwei beigegebene Indices der arabischen und der von Al-Charizi gebrauchten hebräischen Termini erhöhen die Brauchbarkeit des Buches.

Nachstehend noch einige Ergänzungen und Berichtigungen.

p. 28 הוהרה ist nicht *advice*, sondern *exhortation* (الزجر). — p. 31 Z. 10 lies *repetition*. — p. 77 Z. 7 *found* l. *founded*. — p. 78 Z. 4 מוגוד l. מוגד. — p. 83 מְשַׁתֵּף in der Bed. „Dualist“ ist schon in einer Barajta (b Sukka 45b, vgl. Mech 94 b) belegt כל המשתף שם שמים ודבר אחר[2]. Dagegen ist der Gebrauch von החביר im Sinne von „jemand Gott gleichstellen“ in der Hymne אדון עולם[3] sicher eine Nachbildung von أَشْرَكَ, da der Hiph. von חבר sich sonst nirgends in dieser Bedeutung findet. — p. 114 שָׁלַל für „negieren“ ist, wie Efros richtig angibt, Wiedergabe von سَلَبَ. Doch auch dieses geht auf στερέω zurück, das die Bedeutungen „berauben“ und „negieren“ vereint. — p. 130 בחירה „Willensfreiheit“ stand sicher schon im Original von Ps. Sal. 9, 4 τὰ ἔργα ἡμῶν ἐν ἐκλογῇ καὶ ἐξουσίᾳ τῆς ψυχῆς ἡμῶν τοῦ ποιῆσαι δικαιοσύνην καὶ ἀδικίαν[1]. — p. 130 Z. 7 v. u. טאהר l. טאהר (طاهر). — p. 133 זויה „Winkel“ ist schon biblisch (ψ 144, 12) und talmudisch (Levy I 522) belegt und ist wahrscheinlich Lehnwort aus akk. *samîtu*, *zamîtu*. — p. 136 בַּת *category*, *class* ist ursprünglich akkadisch *kinattu* (OLZ 1903, 340). — p. 138 Z. 6 u. 7 ערץ l. ערץ (عرض). — p. 140 Z. 5 סיבב l. סובב. Vielleicht ist schon 1. Chr 11, 8 הַסָּבִיב für הַסָּבָב zu lesen, vgl. meine Analekten. Neue Folge 68 z. St. — p. 141 Z. 1 Hon. l. Hom.

1) Steinschneider, Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters S. 419. Durch einen Druckfehler ist dort S. 415 (§ 243 Z. 1) der Anfang des XII. statt des XIII. Jahrh. als Zeitpunkt der Übersetzung angegeben.

2) Ginzberg p. 144 weist mit Recht darauf hin, daß das Substantiv שִׁתּוּף *association* schon talmudisch ist.

3) והוא אחד ואין שני להמשיל לו להחבירה.

Feghali, Michel T.: **Le parler de Kfar'abîda** (Liban-Syrie), essai linguistique sur la phonétique et la morphologie d'un parler arabe moderne. Paris: E. Leroux 1919. (XV, 307 S.) Fr. 30 —.

Ders.: Étude sur les emprunts syriaques dans les parles arabes du Liban. Paris: H. Champion 1918. (XVI, 98 S.) Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Kfar'abîda ist ein kleiner Ort von 8—900 Seelen an der Küste des Libanon, zwei Kilometer südlich von Batrûn. Seiner Lage und seines herrlichen Klimas wegen wird er im Sommer aus allen Gegenden des Libanon viel aufgesucht, dieser Verkehr muß natürlich die Sprache der Bewohner mit der ihrer Gäste ausgleichen. Feghali, der von A. Cuny in die Methoden der modernen Sprachwissenschaft eingeführt ist, hat sich die Aufgabe gestellt, den Dialekt dieses seines Heimatortes zu schildern, was um so dankenswerter, weil wir über die Dialekte Syriens noch lange nicht so gut unterrichtet sind wie über die des Maghrib. Seine Quelle war in erster Linie sein eigenes Sprachgefühl, das er in einigen Fällen durch Anfragen bei seinem Bruder, dem Generalvikar des maronitischen Patriarchen, sowie anderen Freunden und endlich auf einer Reise durch den Libanon i. J. 1913 durch das Studium anderer Dialekte ergänzen konnte. Die auf dieser Fahrt gesammelten Texte gedenkt er später zu veröffentlichen. Die Darstellung seines Heimatdialektes beschränkt sich auf Laut- und Formenlehre, sie ist ganz von den Methoden der modernen Sprachwissenschaft beherrscht und verdient in ihren tatsächlichen Mitteilungen sicher das gleiche Vertrauen wie durchweg in der Beurteilung des Materials. Zuweilen werden allerdings in der Lautlehre Erscheinungen besprochen, die, wie der Verf. meist selbst hervorhebt, eigentlich in die Formenlehre gehören und nur auf den ersten Blick lautlicher Natur

1) Vgl. meine Bemerkung OLZ 1902, 336.

zu sein scheinen. In der Lautlehre läßt er auf die Beschreibung der einzelnen Lautklassen jeweils gleich ihr Verhältnis zum Lautstand des Klassisch-Arabischen und ihre durch besondere Einflüsse innerhalb das Dialektes bedingten Wandlungen folgen. In der Morphologie geht er zumeist vom Paradigma aus, das er dann historisch erläutert. Einige wichtigere Einzelheiten mögen hier kurz erörtert werden. Die Formen *waiš* „was?“, *wain* „wo?“ erklärt F. (S. 9) durch Dissimilation aus **iaiš*, **iain*, die ihrerseits durch Assimilation aus *'aiš*, *'ain* entstanden wären. Es kann aber wohl keinem Zweifel unterliegen, daß jene Formen vielmehr die Partikel *w* „und“ enthalten, die wegen ihres engen Anschlusses an den Wortkörper ihre Funktion eingebüßt hat, vgl. H. Bauer, ZDMG 68, 370. In Perff. ursprünglicher Verba 1. Hamz, wie *waddeb* „erzog“ (eb.) stammt der Anlaut der dialektischen Form bekanntlich aus dem Impf., wo er nach Ausweis der klassischen Schreibung schon im mekkanischen Dialekt als Hiatustilger entstanden war. Der Verf. ist nicht selten geneigt, Formen des Klassisch-Arabischen auch dann für älter zu halten als die dialektischen, wenn sie anerkanntermaßen sekundär sind. Nach einem bekannten Gesetz wird *a* in geschlossener, unbetonter Silbe, wenn es nicht wie in *maf'ūl* und *taf'īl* durch Systemzwang gehalten wird, einem folgenden *i* oder *u* assimiliert, während die Dialekte durchweg die ursprünglichen Vokale erhalten haben. Die Ursprünglichkeit des *a* erweist oft die Grundform von Fremdwörtern, die diesem Gesetz unterliegen; so ist *sārīǧ* (S. 16), abgesehen von dem Verlust des *h*, älter das kl. *sihrīǧ*. Ebenso ist *qattūl* (S. 100) älter als *qittūl*, *qattūl* (S. 101) älter als *quttūl*, aus denen jene nicht durch Dissimilation entstanden sind, wie S. 124 noch einmal gelehrt wird. In *kahrubā* > *káɣrba* S. 16 liegt offenbar Epenthesis vor. Mit Recht hat der Verf. in seiner Grammatik wie in seiner Diss. den Einfluß des Aram. auf seinen Dialekt sorgfältig beobachtet und ist dabei sogar auf einige kanaanäische Fremdworte innerhalb des Aram. gestoßen. Doch ist er geneigt, diese fremden Einflüsse zu überschätzen. So will er S. 20 n 3, allerdings zweifelnd, das *tíni* „gib mir“ des Dialekts auf hebr. *ten* oder gar auf das bekanntlich nicht existierende **tel* des Syr. zurückführen. Aber *tíni*, neben dem auch ein *tík* „er wird dir geben“ steht, ist natürlich auf *'aʿṭíni* zurückzuführen, und der abnorme Lautwandel erklärt sich wie in den von W. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion (Palästra 135, Berlin 1921) S. 32 ff. besprochenen idg. Imperativen[1] daraus, daß sie funktionsschwach sind, da Situation, Ton und Gebärde den Befehl ausdrücken helfen. So erklärt der Verf. selbst schon den Imp. *ḫāḏ* „nimm f“, den er übrigens in der Formenlehre S. 142 nicht verzeichnet, ebenso wie das m. *ḫu* im Maghreb S. 54: „comme les formes très usitées ce terme est en dehors de la phonétique régulière“, womit allerdings das Wesen der Sache noch nicht getroffen ist. Dahin gehört auch die abnorme Gestalt von *šaḥḥu* „le voici“, das Verf. S. 23 mit Recht auf *iǧšaʿhu* zurückführt, während sein zweiter Vorschlag, es mit hebr. *šāʿā* „schauen“ zu verbinden, nicht in Betracht kommt. So erklären sich auch die den gewohnten Lautgesetzen sich entziehenden Impp. des Arab. *ḫuḏ*, *mur*, *kul*, des Syr. *zel* „geh“, *tā* „komme“, des Aeth. *bal* „sprich“ u. a. Solche Erscheinungen, auf die übrigens schon Jespersen, Phonetische Grundfragen, Leipzig 1904, S. 155 hingewiesen hat, sind auch sonst im Semit. schon beobachtet worden; vgl. Grundr. I § 44 d, wo indes der Begriff „Mangel an etymologischer Belichtung“ besser durch den der „Funktionsschwäche“ zu ersetzen ist; auf alle diese Fragen hoffe ich demnächst in größerem Zusammenhang zurückkommen zu können. Sehr fraglich ist es auch, ob die vereinzelten Fälle, in denen der Dialekt statt *q*, das sonst zu *'* wird, *k* aufweist, mit dem Verf. S. 28 auf aram. Einfluß zurückzuführen sind. Bei *kazz* „Widerwillen haben“ = altarab. *taqazzaza* hat schon al-Buṣṭānī im Muḥīṭ (s. Dozy) an altarab. *kazza* erinnert, mit dem es im Dialekt kontaminiert sein könnte. Wie in *kaleḥ* „arracher“ < altar. *qalaḥa* steht der gleiche Lautwandel bei *l* in syr. *qᵉlaḥlāḥā* < ar. *kalḥ* „ferula“, das schon im frühen Ma im Maghrib belegt ist (s. Dozy). In *šarbūke* „filet“ liegt vielleicht ein Lehnwort aus syr. *šarbūqīpā* vor, obwohl dessen Bedeutung „Fallstrick“ nicht genau dazu stimmt, das Wort ist aber sicher volksetymologisch an *šabaka* „Netz“ angelehnt, wenn nicht einfach ein Deminutiv der Form *qattūla* mit Dissimilation von diesem Wort vorliegt. In den vom Verf. angeführten Beispielen des Überganges *q* > *k* im Altaram. liegt bekanntlich Dissimilation vor, man hat also keinen Grund, dabei an den Einfluß vorsemitischer Bevölkerungen zu denken. Der sichere Takt, den der Verf. durchweg in etymologischen Fragen zeigt, hat ihn S. 44 imstiche gelassen. Er führt **qōṣṭa* „juste, habile“ mit Recht auf syr. *quṣṭā* zurück, das ja schon ins Altarab. als *qisṭ* eingedrungen ist. Den auch in älteren Lehnwörtern ganz regulären Wandel *š* > *s* glaubt er durch Einfluß von *qustās* erklären zu müssen, „mais le mot résulte de la combinaison de cl. *qustāsun* et de syr. *quṣṭā* (emprunt au lat *constans*)“. Die Klammer ist wohl sicher nur an die falsche Stelle geraten, aber diese alte Etymologie von Fleischer ist sicher aufzugeben und das Wort mit Fraenkel WZKM VI 161 auf *ζυγοστασία* zurückzuführen. *Hörš* „Wald“ ist nicht, wie S. 45 geschieht, auf cl. *ḥaršun* „fourré“ zurückzuführen, sondern auf das westaram. *ḥuršā*, hebr. *ḥoreš*. S. 52 wird *ɣauše'* „Lärm“ auf altarab. *ɣauṯ* „Hilfe“ zurückgeführt, es gehört aber zu *yaɣuṯ* und dies ist eins der im Semit. wie in den idg. Sprachen, namentlich im Arm., so häufigen Reimwörter, über die ich demnächst eingehend zu handeln gedenke, und nach *šaɣuṯ* gebildet. Die Formen *ntakā* „stützte sich“ und *ntakel* „verließ sich“ sowie *ltafeq* „il s'est mis d'accord“ sind schwerlich durch Dissimilation eines anlautenden *tt* im 8. Stamme entstanden, wie S. 60 gelehrt wird. Die beiden ersten sind Neubildungen als 7. Stämme, nachdem die lautgesetzlichen Formen mit vereinfachtem *t* im Anlaut nicht mehr als Reflexiva empfunden wurden; das letztere aber ist mit *ltaqā* kontaminiert, sowie *lakkef* „il s'efforça de faire consentir à“ (S. 82) unter demselben Einfluß aus *kallef* umgebildet ist. Unter mancherlei wertvollen Bemerkungen verdankt der Verf. auch die S. 136 n 1 vorgetragene soziologische Erklärung des Schwundes der Fem.formen des Pl. im Verbum W. Marçais. Hier hätte aber daran erinnert werden sollen, daß schon in den altsemit. Dialekten Frauen, wenn sie von sich selbst reden, das Ms. gebrauchen (vgl. Grundr. II 49, wo die Beispiele jetzt noch vermehrt werden könnten). Das findet sich übrigens vereinzelt auch im Griech. s. das von Wackernagel, Vorlesungen über Syntax I 99 zitierte Beispiel Soph. Ant. 926. Aber auch einzelne Frauen reden von sich zuweilen schon im Sg. m., so 'Ā'iša bei Buḫārī, Krehl III 484, 1, vgl. Schmidt-Kahle 52, 5, 216, 4. So redet denn ein Mädchen im Altarab. ihre Gefährtinnen schon im Pl. m. an Maidānī II 83, 10. S. 205 wird *ʿīnaiⁿ* „Augen“ aus *ʿaiⁿnaiⁿ* durch Dissimilation erklärt. In Wahrheit ist aber die Entwicklung von unbetontem *ai* > *i* in diesem Dialekt, wie Verf. S. 84

1) Zu denen noch arm. *ka* δὸς ἀι Lc. 16, 67 neben sonstigem *kal* zu fügen ist, vgl. auch die „verbalen Interjektionen“ des Polnischen bei J. v. Rozwadowski, Wortbildung und Wortbedeutung, Heidelberg 1914, S. 70 und im allgemeinen jetzt E. Fraenkel IF 41, 343—418.

selbst zeigt, wo nur die Fassung nicht ganz glücklich ist, die normale. In der Remarque wird darauf hingewiesen, daß der Dual bei Adjj. immer durch den Pl. ersetzt wird. Das ist schon in klassischer Sprache zu beobachten wie in *nā'laihi 'l-'utuqa* „seine alten Schuhe" Jāqūt, iršād VI 31, 6, dabei wird, wie bei der gleichen Konstruktion im Irischen Übercharakterisierung vermieden. Vgl. Horn, Sprachkörper S. 54. In der Aufzählung der Nominalformen S. 255 fehlt die Form *quttail* als Deminutiv-Deteriorativ wie in *qörraiṣ* „Nesseln" (= syr. *qurṣlā*, Hoffmann, Script. sacri et prof. III 358 mit der Deminutivendung *l*, die ich jetzt anders beurteile als Grundr. I 402), das schon bei Bar Bahlūl und als *qorrais* bei Forskål belegt ist s. Löw, ar. Pfl. 356 n 2, mit der Nebenform *yörraiṣ* eb. 242, sowie in *qobbaišė* „Fliegenschnepper" Feghali Empr. 47, 7; die Form findet sich auch in Damaskus, *lu'ᶜēbāt* Bergsträßer I 71, 36 *furrēṣę* 85, 2, *ḫubbēzę* 92, 28 (s. jetzt Littmann Zs. 4,31 ff.). Bei der Erklärung des Pl. *haude* „diese" gegenüber kl. *hā'ulā* darf man wohl nicht, wie es S. 275 geschieht, *'alā>ᶜa* vergleichen; denn dies geht doch von der Form vor dem Artikel *ᶜalal-* aus, die durch Haplologie zu *ᶜal-* wurde und die man dann in *ᶜa-l-* zerlegte. *Hā'ulā* erschien vielmehr gegenüber dem sg. *hāḏā* übercharakterisiert, man begnügt sich daher mit der einen Pluralbezeichnung und gleicht die Endung dem Sg. an.

Der grammatischen Darstellung seines Dialekts hatte F. schon ein Jahr vorher als Dissertation von Alger eine Studie über die syrischen Lehnwörter in den Libanondialekten vorausgeschickt, die sich in einigen Punkten auf die Vorarbeit von Hobeika, Etymologie arabo-syriaque, Basconta 1902/4, (mir nicht zugänglich) stützen konnte. Während aber hier die Beobachtungen äußerlich aneinandergereiht sind, arbeitet F. schon in der Diss. mit den Methoden der modernen Sprachwissenschaft und widmet insbesondere den Lautverhältnissen schärfste Aufmerksamkeit. Er unterscheidet drei Klassen von Entlehnungen, solche, die sich durch einen nicht zu den arab. Gesetzen stimmenden Lautstand verraten, solche, die nur aus allgemeinen philologischen Gründen zu erkennen sind, und endlich solche, die als Lehnwörter gelten müssen, obwohl ihr Lautstand sie als arabische Originalwörter zu erweisen scheint. (Verf. etwas umständlich: cas ou le phonétisme arabe a été le plus fort et serait une contre-indication de l'emprunt, si ce dernier ne devait être reconnu pour d'autres raisons.) Die beiden letzten Klassen sollten eigentlich gegenüber der ersten eine bilden. Statt der etwas äußerlichen Einteilung hätte es sich empfohlen, eine chronologische Schichtung zu versuchen. Die Wörter, die statt syr. *š* auch im Arab. *š* zeigen, teilt Verf. seiner 2. Gruppe zu, die mit *s* für *š* der 3. In Wahrheit sind letztere bekanntlich die älteren, erstere die jüngeren Entlehnungen. F. sucht den älteren Lautstand meist künstlich zu erklären, so sei *sōbbe* „Woche" aus *šabbṯā* an *sabt* „Sabbat" angeglichen (S. 73). Dabei ist aber übersehn, daß dies Wort selbst aus dem Aram. stammt und daß es im Altarab. noch in zwei Varianten vorliegt als *sabbat* „Zeitraum" (s. Lane) und als *sanbat* mit den Pl. *sanabāt* K. al-Muᶜammarīn 6 apu und *sanbatāt* þ. Fāris Ṣāḥibī 79, 10. Den bekannten Lautverschiebungsgesetzen hat Verf. auch sonst nicht immer gebührende Aufmerksamkeit geschenkt; wenn er z. B. *rabš* „Schaufel" (S. 48, 8) mit Recht für ein Lehnwort aus syr. *rafšā* erklärt, „malgré ar. cl. rafš", so ist dabei übersehen, daß dies selbst schon durch seinen Lautstand als dem Arab. entlehnt sich erweist. Irrige Anwendung eines Lautgesetzes liegt auch vor, wenn er S. 49, 2 *yāḥbūn* „Haufen von Heu oder Getreide" von syr. *yaḥbūrā* „dichter Rauch", das doch in der Bedeutung schlecht dazu stimmt, ableitet und annimmt, daß dies einem cl. ar. **waḥbūr* entsprechen müßte, während hier doch ein Fall der auch im Arab. nicht seltenen Nominalisierung des Impf. vorliegt. Der Wert der Untersuchung wird in einigen Punkten dadurch beeinträchtigt, daß der Verf. mit nicht genügend gesichtetem lexikalischem Material arbeitet. Syr. *šaḥḥel* (S. 29) heißt immer nur „durchseihn", niemals „feilen" wie arab. *saḥala*, kann also nicht als *saḥḥel* „il émonda, tailla, ébrancha la vigne" entlehnt sein; syr. *šaḥlef* eb. heißt nie „totondit", kann also nicht dem mit *saḥḥel* synonymen *šaḥlef* zugrunde liegen. Syr. *šᵉrazrāziṯāṯā* heißt immer nur „Halluzinationen, Phantasien", nie aber *étincelle* (S. 33), kann also nicht die Grundlage von *šarqūṭa* „étincelle" sein. Es gibt im Syr. kein *qᵉlaḥ* „secuit, dissecuit" (S. 75), kein *qafqef* „il se blottit, fut assis sur son derrière" (S. 68), kein *šᵉraṭ* „laceravit" (S. 65). Methodisch richtiger wäre es wohl gewesen, abgesehen von den kirchlichen Entlehnungen, den Ursprung von Wörtern des täglichen Lebens in westaram. Dialekten statt im Syr. zu suchen. So gibt es allerdings kein syr. *rᵉbaṣ* „abundantius irrigavit" (S, 52), aber *rabaṣ* und *rabbeṣ* „il arrosa une terre avant de l'ensemencer en été" scheint in der Tat aus dem jüd. und christl. pal. aram. *rabbeṣ* „besprengen" zu stammen. Ebendaher scheint auch das nur vom Qāmūs überlieferte *barbaṣa* „bewässern" zu kommen; die eigentümliche Intensivbildung mit dem 2. vor dem 1. Radikal entspricht der mit dem 1. nach dem 2. im Christl. pal. in *balbeš* neben *bᵉlaš* „nachgraben", Horae sem. IX 39a, 19, vgl. 40a 1 (fehlt bei Schultheß, Gramm. 152). Von Bedenken, die man sonst gegen Etymologien des Verf. vorbringen könnte, seien nur noch wenige kurz besprochen. Das dial. *yarreṣ* „stechen, sich an einer Nessel brennen" will er 26, 7 und 41, 3 von einem angeblichen syr. *garres* „pupugit" ableiten; das Wort heißt aber nur „verderben, vernichten", und *yarreṣ* ist offenbar denominiert von dem oben besprochenen *yorraiṣa* „Nesseln", einer durch Assimilation an den 2. Radikal entstandenen Nebenform zu *qorraiṣa*. *Labša* „Kram, Plunder" (s. schon Dozy) ist schwerlich aus syr. *lᵉḇāšā* „Gewand" entlehnt (S. 27, 5), sondern ein von *libās* ausgehendes Reimwort zu dem gleichbedeutenden *ᶜafša*. Zwar wird auch in Bergsträßers Glossar zu den Maᶜlulatexten, wo unser Wort neben dem aus dem Arab. entlehnten *ǧalaṭ* „Vorräte" vorkommt (*lábešḫun uǧálaṭḫun* „eure Sachen und Vorräte" 34, 17), aus einem aram. *lebša* „Kleider" abgeleitet; ich kenne aber nur ostaram. *lᵉḇāša*, westaram. *lᵉḇūšā* „Kleid". S. 28, 9 wird *ᶜekeš* „Tollpatsch" vom syr. *ᶜāẓōšā* „stößig (Rind)" abgeleitet. Dabei ist aber übersehen, daß das Wort in der Bedeutung „Nichtsnutz" schon altarabisch ist, allerdings nur im Qām. nicht im S. belegt, wie Freytag irrig angibt, und daß dazu die Nebenform *ᶜingāš* gehört, „Schwächling", die TA mit einem Verse des Raǧazdichters Abū Nuḫaila, Zeitgenossen des al-ᶜAǧǧāǧ (Aǧ. ² 18, 139 ff. b. Qot. Poesis 381) belegt und das Ibn Fāris als „wandernder Krämer" bezeugt. Das alles weist doch auf andere, dem angeblichen syrischen Etymon fernliegende Grundbedeutungen des Stammes hin. *Kezem* „zürnen" S. 38, 2 gehört wohl nicht zu syr. *gᵉzam* „drohen", sondern zu altarab. *kaẓama* „seinen Zorn beherrschen" (Qālī I 176, 2) vgl. oben zu *kazz*. *ᶜAkrūt* „unedel" (39, 6) ist nicht vom syr. *ᶜazrūṯā* „Roheit" abzuleiten, sondern ein Reimwort zu *subrūt* „arm" (b. as Sikkīt, Tahḏīb 16, 9), das von *ᶜakar* „Bodensatz" (b. Saᶜd V 161, 21, a. Nuwās 78 u., Baihaqī Schw. 596, 6) mit dem jüngeren Deteriorativ *ᶜukkār* (s. Dozy) ausgeht. *Faraᶜ* „Zweige ausschneiden" (45, 67) ist doch besser als Denominativ vom altar. *farᶜ* „Zweig" aufzufassen, denn als Lehnwort vom syr. *pᵉraᶜ* „zuteilen" = ar. *faraḍa*.

Dunkel ist die Etymologie von *ʿatrīne* „Heugabel", das jedenfalls nicht mit dem Verf. S. 59, 4 von *ʿam*, *ʿal* oder *ʿad*+syr. *trēn* „zwei" abgeleitet werden darf. Ebensowenig darf natürlich *Baʿlzebūb* „ennemi du bien" als aus syr. *beʿeldebābā* „Feind" unter dem Einfluß von gr. Βεελζεβούβ umgebildet angesehen werden (S. 80, 4), während es vielmehr einfach dessen aram. Urbild entstammt. Wie leicht man dazu kommen kann, die beiden Wörter zusammenzuwerfen, zeigt auch V. Christian in den Mitt. der Anthr. Ges. zu Wien LIVS II n 7, wenn er meint, ich hätte im Lex. Syr. 426 fälschlich *Beelzebub* aus ass. *bēl dabābi* abgeleitet, während es doch „Herr der Fliegen" sei; in Wahrheit ist a. a. O. natürlich nur von dem bekannten *beʿel debābā* „Feind" die Rede.

Rypka, Dr. Jan: Beiträge zur Biographie, Charakteristik und Interpretation des türkischen Dichters Sábit. 1. Teil. Prag 1924. Bespr. von Max Grünert, Prag.

Die Stambuler Tageszeitung „Pejám-i sabáh", die sich neben Politik mit literarischen Erörterungen über die Pflege des Studiums der alten osmanischen Dichtkunst befaßt, brachte vor nicht langer Zeit aus der Feder Ferid's, Prof. der alten türkischen Dichtkunst und des Persischen an der Stambuler Universität, eine Artikelserie, die er mit einer Abhandlung über den Dichter Sábit, einen der Vertreter der sogenannten Transition eröffnete, und das gab Dr. Rypka die Anregung zur vorliegenden Arbeit, die unter dem obigen Titel als Nr. VIII in den Veröffentlichungen der philosophischen Fakultät („Práce z vědeckých ústavů") der Prager Carls-Universität soeben erschienen ist.

Das Studium der alten osmanischen Dichtkunst, das leider noch viel zu wenig beachtet ist, bietet dem Turkologen neben seinem eigenartigen Charakter noch besonderes Interesse wegen des bis jetzt ungenügenden Zustandes der Lexikologie; auch gewährt die Beobachtung der Abhängigkeit der älteren türkischen Dichtkunst von persischer Denk- und Dichtungsweise manch lichtvolle Ausblicke.

Sábit ist ein türkischer Dichter slavischer Abstammung; nach den übereinstimmenden Berichten ist er etwa 1060 in Užice, einer Stadt mit muslimischer Bevölkerung im Vilajet Bosna, geboren.

Sábit, dessen eigentliche Schöpfung das Ghazel ist, hat einen umfangreichen Dîwân hinterlassen, der leider noch nicht gedruckt ist; dieser Aufgabe will sich Dr. Rypka, zur Freude aller Turkologen, nach Veröffentlichung dieses 1. Teiles unterziehen.

Dr. Rypka's vorliegende Arbeit ist eine umfangreiche Monographie eines altosmanischen Dichters, wie wir eine solche noch nicht besitzen. Mit erstaunlicher Belesenheit und kritischer Benutzung aller Quellen, mit unverkennbarer Lust und Liebe zu seinem Gegenstande hat er durch diese Publikation der Turkologie einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Diesen 1. Teil seiner Arbeit gliedert Rypka in 3 Kapitel: das 1. verbreitet sich über die „Kritik des Prof. Ferid" mit erklärenden Anmerkungen; das 2. Kapitel „zur handschriftlichen Überlieferung" ist für sich eine musterhafte Katalogisierung der im Orient und in Europa häufig vorkommenden Handschriften von Sábit's Dîwân; das 3. und umfangreichste führt den Titel „Sábit's Biographie. Mensch und Dichter", es ist eine Musterleistung! Mit besonderem Scharfsinn weiß Rypka das Leben und Dichten Sábit's, seinen Bildungsgang, sein wechselvolles Leben, das vielfach der Not preisgegeben war, seine Richterlaufbahn, Sultans Gunst und Enttäuschung in lebendiger Darstellung vor unser Auge zu führen und dies Alles aus Sábit's Dîwân selbst.

Wertvolle Bemerkungen über Sábit's Prosodie und Poetik, Seitenblicke auf Báqí und die zeitgenössischen Dichter sind verständnisvoll dem Texte eingeflochten.

Der vollständigste Külliját-Kodex (S. 39), der uns Sábit's Vielseitigkeit als Dichter (Ghazele, Disticha, Edhem ü Hümá, Miʿrágijje, Qasiden usw.) zeigt, wird wohl die Grundlage für eine Edition des Dîwân bilden, auf die alle Turkologen mit berechtigten Hoffnungen schon heute ihr Augenmerk richten.

André, P. J.: L'Islam et les Races. I. Les Origines, le Tronc et la Greffe. II. Les Rameaux. Paris: P. Geuthner 1922. (XXVI, 270 u. 325 S.) 8°. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Es ist ein merkwürdiges Buch, das der capitaine d'infanterie coloniale, der 1909/10 in Algerien, 1911/12 an den Gestaden des Indischen Ozeans, 1913—15 in Marokko und schließlich 1919/20 in Cilicien die islamische Welt eingehend kennen lernte, uns unter diesem Titel vorlegt. Es ist nach dem — etwas sehr begeistert klingenden — Geleitwort von H. Froidevaux dazu bestimmt und geeignet, als eine Art Handbuch für die Islampolitik zu dienen, indem es aus der Geschichte der islamischen Völker Lehren für die Zukunftspolitik zu schöpfen sucht: zweifellos ein höchst nützliches und dankenswertes Unternehmen.

Der erste Band zeigt nach einer Einführung in das Wesen des Islam, daß der „Stamm" des Islam, das alte Chalifenreich, den Keim der Zersetzung in sich trug, weil der Islam — aus arabisch-nomadischen Verhältnissen entsprungen und diesen Charakter nie überwindend — nicht die Fähigkeit hatte, die Kulturkräfte der ihm unterworfenen Völker sich wirklich einzuverleiben und darum nicht imstande war, sie zu einer Einheit zu verschmelzen. Die „Schößlinge" aus dem Stamm, die islamischen Sonderland-

schaften, führen daher ihr eigenes selbständiges Leben. Wohl erlebt der Stamm noch einmal eine Nachblüte durch das „Pfropfreis" der mongolisch-türkischen Überflutung; aber bei den Mongolen und Türken hat der Islam einen anderen Charakter angenommen, in dem sich die Religion (*Dīn*) dem *Jasa* und schließlich dem persönlichen Willen des Herrschers unterordnet. Der zweite Band schildert nach einer Darstellung der „Schismen und Sekten" die Entwicklung des Islam in den Sonderländern. Aus ihrer tatsächlichen Verschiedenheit schließt Verf. natürlich auf die Berechtigung und Möglichkeit einer Politik des *divide et impera*.

André ist zweifellos ein aufmerksamer Beobachter, der einen im ganzen richtigen allgemeinen Eindruck vom Wesen des Islam gewonnen hat; er ist ferner ein Mann mit umfassendem Interessenkreis, der sich eifrig bemüht hat, sich ein Bild von der Entwicklung der islamischen Völker zu gestalten; er hat schließlich eine ausgeprägte Neigung zu scharfsinnig durchgeführter Synthese.

Aber schon von seinen sprachlichen Kenntnissen bekommt man einen sonderbaren Eindruck[1]. Und daß ihm, sowie es sich um ein tieferes Verständnis des Islam handelt, sehr merkwürdige Vorstellungen mit unterlaufen, hat Strothmann (*Der Islam*, XIV, 137 f.), wenn auch milde, so doch hinreichend deutlich, dargetan. Noch bedenklicher aber ist, daß das Bild, das er von der geschichtlichen Entwickung der islamischen Völker zeichnet, mindestens an sehr vielen wesentlichen Punkten völlig schief ist. Was soll man etwa zu folgender Zeichnung der Geschichte Ägyptens bis zu den Ejjūbiden sagen: „L'Egypte fut d'abord une province de l'empire ommeyyade, puis de l'empire abbasside. Au IX^e siècle, elle devint Etat indépendant avec les Fatimides chyites venus de Tunisie. La puissance des Fatimides d'Egypte battit en brèche celle des khalifes de Baghdad. Lorsque ces souverains furent renversés par l'invasion mongole (prise de Baghdad, 15 décembre 1055), le dernier émir des émirs El Malik Er-Raïm s'enfuit; son vizir Basasiry, pour sauver le khalifat arabe, proclama la déchéance des Abbassides et reconnut comme khalife le Fatimide El Mostansir. Mais Toghrul Bey réduisit bientôt à néant cette tentative: les Fatimides durent renoncer au khalifat. D'ailleurs en Egypte le pouvoir passait presque aussitôt à la dynastie des Eyyoubites (1171—1254) avec le Kurde Salah eddin" (II, 95)? Gewiß ist die Meinung Andrés hier nicht ganz so schlimm, wie es zuerst aussehen muß. Aber der Passus ist keineswegs vereinzelt! Und auf eine solche Geschichtsauffassung sollen Grundsätze der Islampolitik gegründet werden! Geradezu grotesk ist das Bild, das sich André von der Geschichte und dem Charakter der Osmanen macht: eigentlich wollte schon Orchan das Chalifat im vollsten Sinn des Worts beanspruchen: das ist unzweideutig gemeint I, 208 (vgl. dazu I, S. XV). Und auf demselben Niveau steht so gut, wie alles, was er von den Osmanen weiß!

Diese Verzeichnung kann man vielleicht etwas eher menschlich begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß Verf. gerade die drastischen Ereignisse 1919/21 in Cilicien zum Teil miterlebte. Erstaunlich bleibt aber, wie unklar seine Vorstellungen von den Geschehnissen im Orient in und nach dem Weltkrieg fast durchweg sind. Er hat sichtlich keinerlei Beziehungen zu Kreisen der französischen Diplomatie, deren Wege ihm bisweilen bedenklich sind. Aber auch wenn wir nicht vergessen wollen, daß 1922 noch manches sich nicht klar erkennen ließ, was heute offenkundig erscheint, wenn wir bedenken, daß er das Buch wohl noch unter dem frischen Eindruck der cilicischen Ereignisse schrieb; auch wenn man all dem noch so sehr Rechnung trägt, doch bleibt die Empfindung: politischen Blick hat der Verf. nicht. Sein Buch ist sympatisch durch die nicht immer diplomatische[1], aber gut soldatisch-vornehme Offenheit, es gibt in seiner unstreitig oft geistreichen Art wertvolle Anregungen; es ist höchst interessant als ein Dokument, das uns zeigt, wie und mit welchen Problemen sich die Welt des Islam heute einem, wohl nicht ganz kleinen, Teil des französischen Volkes darstellt. Das Buch kann jedem warm empfohlen werden, der bereits eine gewisse Kenntnis der islamischen Welt hat, aber nicht als eine Einführung in diese Kenntnis.

André sieht in der Gegenwart ein Wiederaufleben des islamischen Geistes in einem Streben nach Reformen, nach Modernisierung; aber daneben sieht er eine panislamisch-turanische Bewegung, im Bunde mit und geleitet von Bolschewismus und Pangermanismus: ersteres ist ihm nicht gefährlich, wohl aber die letztere, die sich mit dem ersteren verbinden könnte.

1) Man kann doch nicht mehr alle Schuld dem Setzer zuschieben, wenn als Namen der heiligen Monate I, 33 Anm. 1 angegeben sind: Moharrem, Radjal, Hadja, Zoukad -!!-; I, 15: „El Mekkat el Arab"; I, 58: „el-arkan el Islam".

1) Er wirkt für das Festhalten an der Entente der „christlichen" Mächte, Frankreich und England (II, 316 u. 319) gegen den Block Berlin-Moskau-Angora [!], und empfiehlt ein Bündnis Frankreichs mit Japan als „une garantie contre la mainmise anglo-saxonne sur le monde" (II, 320).

Wir wissen, daß viele Franzosen die ganze Welt nur durch das Fenster sehen können, das sich auf und über den Rhein öffnet. Wir können das nicht ändern. Aber es kann sehr schwere Folgen haben. André ist feinfühlig genug, um eine ernste Gefahr zu ahnen. Die Gefahr ist da. Es ist keine islamische Gefahr, so oft auch das Schlagwort Islam noch im Munde geführt werden mag. Soviel Achtung habe ich vor dem Scharfblick Andrés doch noch, daß er inzwischen längst erkannt hat, daß ein turanischer Panislamismus [!!] im Bunde mit Moskau und Berlin [!!] nie irgendwo anders, als in französischer Phantasie bestand. Die Zeit des Panislamismus ist längst vorbei. Die Gefahr liegt auch nicht schon in dem Erwachen des nationalen Selbstbewußtseins der Kolonialvölker, das übrigens nicht so sehr das Werk Wilsons war, wie André meint, als die Wirkung französischer Militärpolitik. Die Gefahr liegt in dem Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen aller asiatischen und afrikanischen Völker. Der Kampf gegen die Vorherrschaft Europas ist eröffnet. Noch liegt es in der Hand Europas dafür zu sorgen, daß er sich nicht als ein Kampf um die Gleichberechtigung Europas fortsetzen muß. Die 11. Stunde hat längst geschlagen. Die Aussicht aus dem Fenster über den Rhein ist offenbar so schön, daß, wer sie sieht, keine Stunde schlagen hört. Ob auch den Glücklichen an Themse und Tiber keine Stunde schlägt?

Jacoby, Heinrich: **Eine Sammlung orientalischer Teppiche.** Beitrag zur Geschichte des orientalischen Teppichs an Hand von 47 durch die persische Teppich-gesellschaft gesammelten Knüpfarbeiten der letzten vier Jahrhunderte. Berlin: Scarabaeus Verlag 1923. (XI, 140 S., 51 Tafeln, hiervon 4 in Farben und 100 Abb. im Text.) 4°. Rm. 40—; Halbl. 60—. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Eine Einführung von 16 Seiten gibt eine gedrängte Übersicht über die mutmaßlichen Anfänge der Knüpfkunst, nennt die führenden Werke der Teppichliteratur und charakterisiert kurz die Epochen bis zu der „Sudelei" mit chemischen Farben in den letzten Jahrzehnten. Die nun folgende Besprechung einzelner Stücke strebt schon deshalb keine streng systematische Darstellung an, weil nur Exemplare der persischen Teppich-Gesellschaft (Petag) besprochen werden. Zentralasiatische, indische und chinesische Teppiche scheiden hierbei gänzlich aus. Der Zweck der Veröffentlichung wie der unverkäuflichen Sammlung ist nicht allein Beiträge zur Forschung zu liefern, sondern auch gut erhaltene mustergültige Beispiele vorzuzeigen. Es soll das Auge des Sammlers geschärft und „mitgeholfen werden, den weiteren Verfall der Knüpfkunst wenigstens für kürzere Zeit aufzuhalten".

Bei jeder Tafel sind die Eigenschaften des Teppichs nach Größe, Knotenzahl, Material, letztem Besitzer und wahrscheinlicher Herkunft genau registriert. Die Abbildungen in Vier-Farbendruck und Autotypie sind sorgfältig; besonders gut gibt aber das feine Schrumpelkorn der Lichtdrucktafeln das Wollige des Vlieses wieder, so daß die Betrachtung zu einem Genuß wird.

Für die Vasenteppiche schlägt J. auf Grund der fehlenden chinesischen Ornamentelemente statt der bisher üblichen Datierung in die 1. H. des 16. Jahrh. das 2. Drittel des 17. vor. Ein späterer Ansatz wird jedenfalls auch durch die naturnahe Wiedergabe einer sehr frei entwickelten Flora bekräftigt, wie sie auch in der Keramik und auf Miniaturen erst mit dem Anfang des 17. Jahrh. auftaucht. Besonders nachdrücklich setzt sich J. bei den von Martin und anderen als armenische Teppiche Bezeichneten für ihre Herkunft aus dem Kaukasus ein. Er vermag zwar gestützt auf gediegene technische Kenntnisse und interessante Ausführungen über die Färbverfahren die von Martin angeführten Beweisgründe stark zu erschüttern, nicht aber den Leser von der Richtigkeit seiner Anschauung voll zu überzeugen. Hierzu fußt sein Beweis vielzusehr auf Farbbeobachtungen, die man erst an zahlreichen Originalen kontrollieren müßte, um zu einer Meinung zu gelangen. Jedenfalls ist die Anregung wertvoll. — Schwere Rätsel stellt ein energisch, fast roh und gewaltsam gezeichneter Teppich (T. 22). J. ist geneigt nach der guten Erhaltung der unverändert angewandten braunen Naturwolle, nach der geringen Zahl verwendeter Farben, nach dem Fehlen der Saumlinie am Ornament auf ein hohes Alter, E. 15. Jahrh.s, zu schließen. Diese Datierung scheint uns schon deshalb fraglich, weil das streng und eckig gezeichnete Mittelschild eine Verwilderung der in Persien im frühen 16. Jahrh. häufigsten Eorm darstellt. Das Mittelmedaillon endigt in seinen zwei Spitzen in Querkartusche und Blatt mit eingerollten Enden. Als Herstellungsort kommt wohl nur der Kaukasus in Betracht. Dasselbe gilt für einen in seiner ungeschlachten Stilisierung nah verwandten Teppich (T. 23), der lediglich wegen des Vorkommens des Tschintamani von J. zögernd Kleinasien zugewiesen wird. Das Tschintamani war aber auch im westlichen Orient weit verbreitet. Es ist auch auf Fliesen keineswegs nur auf Isnik beschränkt und kommt z. B. ebenso in Damaskus häufig vor. Mit einem „Vogelteppichfragment" und einem Bergama mit ungewöhnlicher Drachenkampfborte betreten wir mit

Sicherheit kleinasiatischen Boden. Unter der großen Zahl weiterer Bergama, Uschak, Giördes, Milas und Ladik und sonstiger Kleinasiaten unbestimmter Herkunftszone befinden sich auch manche jüngere des 19. Jahrh., sofern sie sich durch ungewöhnliche Musterung auszeichnen. J. betont mit Recht, daß insbesondere anatolische Gebetsteppiche des 19. Jahrh. oft um ein volles Jahrhundert zu hoch datiert werden, weil sie strenge, aber teppichfremde Stickereimotive enthalten. „Je mehr der alten uns aus Uschaks, den sogenannten Siebenbürgnern oder den Teppichen der Hofwerkstätten bekannten, wenn auch schon stark abgewandelten Muster vorkommen, für um so älter dürfen wir die betreffenden Giördes, Kulas, Ladiks und Melas halten." — Eine besondere Stellung nimmt der prachtvolle, auch in Farben wiedergegebene aus der alten Handwerkszentrale Uschak stammende Teppich (T. 32) ein. Zwei weitere sehr ähnliche Stücke zeigen, wie stark sich noch die Ortstradition im 17. und 18. Jahrh. erweist, wenn auch das getreulich wiederholte Gerank erst etwas dünner und härter und dann auch lückenhafter, und ärmlicher wird. Der Verfasser scheint geneigt, ohne nähere Beweise die Bezeichnung Uschak sehr weit auszudehnen. Er wendet sie sowohl auf Teppiche mit zackig geflammter Arabeske im Mittelfeld als auf Arbeiten an, die eher den von ihm auf Grund einseitiger Analogien mit Wandfliesen als kleinasiatische bezeichneten Damaskusteppichen nahestehen. Wir möchten nun aber auf Grund eben derselben Analogien mit der Keramik für eine Damaskener Manufaktur des 16./17. Jahrh. eintreten (T. 31), die etwas schwülstiges gefiedertes Rankenwerk und die lockeren Tulpen-Nelkenbuketts verwendete. Es scheint ganz unmöglich, daß, wie J. im Anschluß an Bode meint, „alle keramischen Wunderwerke dieser Zeit, wie sie als Wandfliesen die Moscheen Stambuls, Konias und Isniks und wohl vieler anderer Städte Kleinasiens schmückten, nicht wie man früher annahm auf Rhodos oder in Damaskus, sondern alle in Nicaea (Isnik) entstanden seien". Dafür ist selbst die Masse der Fliesen und Teller, die wir heute noch besitzen, viel zu groß, und erhebliche technische und stilistische Verschiedenheiten bleiben unbeachtet. Rhodos- und Lindosware und Damaskus-Teller und -Fliesen sind heute noch im wesentlichen Sammelnamen, hinter denen sich zahlreiche kleinasiatische, ägäische und syrische Manufakturen verbergen. Dies wurde schon von Karabaček auf Grund von Signaturen erkannt. Hierzu und über die nachweislich damaskener Eigenfabrikation, bei der das charakteristische Bolusrot Kleinasiens und Konstantinopels fehlt, haben wir Material andern Orts zusammengestellt. Jedenfalls geht es nicht an, durch Zuweisung fast der gesamten unterglasurgemalten Halbfayencen des türkischen Reiches im 17./18. Jahrh. an Isnik als Fabrikationsort eine Grundlage zu schaffen, nach der dann auch viele höchst verschiedenartige Produkte der Textilkunst auf diesen engen Raum und seine nächste Umgebung versammelt würden. Wenn auch bis jetzt speziellere Studien auf dem Gebiete der heute noch manchen Orts lebendigen syrischen und ägyptischen Teppichindustrie fehlen, so sind die Verbreitung der bisher als Damaskusteppiche bezeichneten Gattung, die vielfache Nennung der tappeti damaschini in venezianischen Quellen des 16. Jahrh.s (Bode) u. dgl. zu gewichtige Gründe, um eine bisher gebräuchliche Bezeichnung fallen zu lassen.

Die beiden Holzschnitzereien mit Zypressen, Flechtbändern und frontalgestellten Blüten dürften mit dem 13. Jahrh. — Jacoby macht selbst Fragezeichen — wesentlich, um viele Jahrhunderte, zu früh datiert sein. Das ausgezeichnet ausgestattete Buch wird durch die Einstreuung weiterer Stücke aus anderen Zweigen des Kunstgewerbes und etliche Landschaften nach Gemälden und Photographien glücklich belebt.

A. **Soane, E. B.: Grammar of the Kurmanji or Kurdish Language.** London: Luzac & Co. 1923. (XIII, 289 S.) kl. 8°. = Luzac's Oriental Grammars Series VI. 11 sh. 6 d.

B. **Gilbertson, G. W.: The Balochi Language. A Grammar and Manual.** Assisted by Ghâno Khân Haddiâni. London: Probsthain & Co. 1923. (XVI, 312 S.) 8°. 16 sh. Bespr. von H. H. Schaeder, Breslau.

A. Welches die zur Zeit nächstliegenden Aufgaben der kurdischen Forschung sind, ist nicht schwer zu sagen: die Erschließung der 1903 von A. von Le Coq herausgegebenen *Kurdischen Texte* mit ihrem reichhaltigen Material besonders fürs Kurmanǧī und den wertvollen Handschriften-Faksimiles zweier kurdischer Dichtungen, des *nōbār* des Aḥmād i Chānī — von dem übrigens auch das Brit. Mus. eine Hds. besitzt — und des *mōlid ān-nābī* des Mālā i-Bātā — diese letztere, vom Herausgeber im Vorwort zu Bd. I vermutete Zuweisung bestätigt der Text 94, 12b, wo der Dichter sich nennt —; ferner des 1904 von M. Hartmann herausgegebenen *dīwān* des Mālā i Ǧizrī, der prachtvollen Sammlung von 42 Bachtiārī-Gedichten mit Übersetzung und vollständigem Glossar aus dem Nachlaß V. A. Žukovskij's (*Materialy dlja izučenija persidskich narěčij, čast' treťja: Narěčie Bachtijarov Čeharleng i Heftleng*, Leningr. 1922), zuletzt und vor allem des Nachlasses von O. Mann (die Veröffentlichung seiner NW.-iranischen Aufzeichnungen stellt jetzt K. Hadank, OLZ

1925, 535, in hocherfreuliche Aussicht). Erst dann werden die als erste Zusammenfassungen hervorragenden, aber die individuellen Konturen der Einzeldialekte verwischenden Arbeiten F. Justis ersetzt werden können, — erst dann wird anderseits die Möglichkeit gegeben sein, aus den von Prym-Socin, O. Mann und Žukovskij gehobenen Schätzen eine Gesamtbetrachtung der kurdischen Volksdichtung zu schöpfen, die sich an Kraft und Eigenart wohl mit der serbischen vergleichen kann, — im Kontrast zu der, trotz vorhandenen Materialien, noch sehr unbekannten kurdischen Kunstdichtung, die lediglich schwächliche Repliken nach arabisch-persischen Mustern bietet.

Inzwischen ist jede Veröffentlichung willkommen, die stofflich Neues, d. h. korrekt aufgezeichnete Texte mit Übersetzung und Wörterverzeichnis bietet. Wer aber darüber hinausgehn und die Sprache darstellen will, kann dies nur nach fester sprachwissenschaftlicher Methode tun. Denn für eine „praktische" Grammatik besteht wohl kaum irgendwo ein Bedürfnis (oder wäre dies seit den letzten Jahren für die englische Armee doch der Fall?). Insofern ist schwer zu ersehen, wem das Buch von Soane nützen soll. Von seinen Texten ist die gute Hälfte aus älteren Büchern übernommen, der Rest ist mit völlig unzulänglicher Lautbezeichnung, vor allem ganz ohne Betonungsangaben aufgezeichnet und bietet in Text und Übersetzung zahlreiche Anstöße, vor allem: das Wörterverzeichnis, das mehr als ein Drittel des Buches füllt, ist kaum benutzbar. Es ist nach englischen Bedeutungen geordnet und stellt neben je ein englisches meist eine Vielheit von kurdischen Worten, und zwar in drei Spalten: in der ersten stehen solche, die den beiden angeblichen Hauptgruppen der kurdischen Dialekte, der Northern Group (NG) und Southern Group (SG) gemeinsam sein sollen, in der zweiten solche, die nur in NG, in der dritten solche, die nur in SG vorkommen sollen. Eine Hervorhebung und Sonderung des Lehnwortbestandes fehlt völlig. Ein Beispiel mag das illustrieren: S. 182 stehen unter *brave* ohne jede Bemerkung nebeneinander: *juānmīr* [< np. *ǧuvānmārd* „Ritter"], *āzā* [< mir. *āzād*, = np. *āzād* „freigeboren, edel"], *dildār* [= np., „beherzt"], für NG: *shūrhiñgw* [echt kurdisch, etwa „Säbelschwinger", cf. Jaba-Justi s. v. *hingivtin*], *jindī* [arab.-türk. *ǧindī* < *ǧundī*, Redhouse, *Turk. Engl. Lex.* gibt bezeichnenderweise für das letztere „a soldier, a warrior", für das erstere „an expert horseman, clever at all the old warlike exercises"], *bikair* [< np. *bākār* „nützlich, tüchtig" mit Imāla?], für SG: *matirs* [„Fürchtenichts", ebenso np. *mātārs*]. Das an erster Stelle aufgeführte *juānmīr* kehrt dann S. 211 unter *gentleman* als *juāmīr*(!) wieder, daneben stehen *ujāghzā* [pers.-türk. *oğayzā* „Sohn aus (gutem) Haus", zur Bildung vgl. *mīrzā*], *āghā* [= türk.]. Solche Zusammenstellungen, ohne die hier hinzugefügten Sinnpräzisierungen und Etymologien, sind wertlos.

Was nun die bereits erwähnte Einteilung der Dialekte anlangt (S. XII: „Southern Hakkārī and Mukrī (Sauj Bulaq), Bābān, Sulaimānia for the Southern Group, and Nothern Hakkārī and Erzerum and Bāyazid dialects for the Nothern Group"), so ist sie ebenso unbegründet und unbegründbar wie der Gebrauch des Namens *Kurmanji* als Gesamtbezeichnung für das Kurdische.

Über die Grammatik kann kein günstigeres Urteil abgegeben werden. Die Lautlehre fehlt, — der Verf. scheint (oder schien 1913) für solche Dinge keine Sympathie zu haben, da er sich S. IX über Justis Grammatik beschwert, weil in ihr 105 pages out of a total of 250 are devoted to lengthy dissertations on the vocalization and dissection of the vowel and consonant sounds, which for practical purposes might have been confined to twenty pages. (Doch ist es billig zu bemerken, daß der Verf. neuerdings einen eigenen, wenn auch recht merkwürdig ausgefallenen Versuch in dieser Richtung vorgelegt hat: *Notes on the phonology of Southern Kurmanji*, JRAS 1922, 191—226.) Die Formenlehre ist nach den Schemata einer europäischen Schulgrammatik abgehandelt, — man traut seinen Augen nicht, wenn man beim Nomen die sieben Kasus der griech.-lat. Grammatik, beim Verbum u. a. das simple regular verb, das regular compound verb und das irregular verb aufgezählt findet. Daß unter solchen Umständen charakteristische Bildungen wie das „verb in *-awa*" (S. 78 f.) dunkel blieben, ist nicht zu verwundern; dabei war die richtige Erklärung seit 1906 durch O. Mann (*Md. d. Mukri-Kurden* 1, LXXIII f.) bekannt. Aber von O. Manns Werk nimmt der Verf. noch 1913, obwohl ihn A. Houtum-Schindler schon im JRAS 1909, 1123 f. nachdrücklich darauf hingewiesen hatte, keinerlei Notiz, — ebensowenig wie er merkwürdigerweise seine eigenen vorangegangenen Arbeiten erwähnt (*A Southern Kurdish folksong in Kermanshahi*, JRAS 1909, 35—51; *Notes on a Kurdish dialect, the Shadi branch of Kermanji*, ibid. 895—921; *Notes on a Kurdish dialect, Sulaimania (Southern Turkish Kurdistan)*, ibid. 1912, 891—940). Dagegen fand ich S. XI einen mir bis dahin unbekannten Titel: Chanykow, *Vermittelung in Sau'ḍ Bulak*, St. Petersburg 1856 — der mir erst klar wurde, als mir einfiel, daß P. Lerch im Vorwort zu seinen

Forschungen über die Kurden und die iranischen Nordchaldäer 1857 (S. VIII) erwähnt, es seien für ihn durch Chanykows Vermittlung in Souǧbulāq Aufzeichnungen gemacht worden. Aber diese apokryphe Veröffentlichung Chanykows ist offenbar auch andern bekannt: sie erscheint in der Anzeige von Soane's *Elementary Kurmanji Grammar* (Baghdad, Governement Press 1919, anscheinend einem Auszuge aus dem vorliegenden Buche) im JRAS 1921, 288 von A. Mingana, der sie neben Chodzko's Aufsatz von 1857 und ausgerechnet noch J. de Morgan's *Mission scientifique* als eine derjenigen Arbeiten zitiert, die had already drawn our attention to the peculiarities of this Kurdish dialect, — aber erst durch Soane we have for the first time a comprehensive and clear survey of all its ramifications.

B. Ein sehr viel größeres Gewicht hat das Buch von Gilbertson, der auch ein *English-Balochí Dictionary* verfaßt hat. Obwohl die Darstellung oft von einer sehr persönlichen Eigenart ist[1] und auch nicht eigentlich wissenschaftliche Ansprüche erheben kann, — so wären z. B. die recht bedenklichen ethnologischen Bemerkungen des Vorworts besser weggeblieben und durch einen Hinweis auf den allgemein zugänglichen, vortrefflichen Artikel *Balōčistān* der *Enz. d. Isl.* von M. Longworth Dames, dem ersten Kenner dieses Gebietes, ersetzt worden —, so stellt es immerhin die bisher ausführlichste Grammatik des (Nord-)Balūčī und eine reichhaltige und mit dankenswerter Sorgfalt vorbereitete Materialsammlung dar. Besondern Dank verdient der Verf. dafür, daß er den Gebrauch der Nominal- und Verbalformen sowie der Partikeln durchweg in zusammenhängenden Sätzen illustriert, so daß seine Auffassung der sprachlichen Erscheinungen kontrollierbar ist.

Das Buch ist ausgesprochenermaßen auf praktische Zwecke abgestellt, vgl. bes. die Überschriften des zweiten (S. 219—278) und dritten (S. 279—310) Hauptteils: Conversational sentences bzw. Passages that have been set at higher standard Balochí examinations, with translation and notes. Aber obwohl keine neuen zusammenhängenden Texte geboten werden, wird man das Buch doch gern benutzen, um die vortreffliche Übersicht W. Geigers im *Grundriß* durch Details zu ergänzen, — zumal seitdem P. Tedesco (M O 15, 252) den Nachweis für die NW.-iranische Zugehörigkeit der Sprache erbracht und dadurch ihr Interesse erhöht hat.

Wie schon angedeutet, ist die von Gilbertson behandelte Sprache — wie in fast allen früheren Arbeiten — das Nordbalūčī, was bei ihm nirgendwo deutlich ausgesprochen ist. Seine Behauptung S. 7 f. „on the whole, the differences in the speech of the men of the north and south are not very marked, and are becoming less so every day" wird auf starke Zweifel stoßen (vgl. die knappe und klare Darstellung bei M. L. Dames l. c.). Leider hat er es auch unterlassen, die Einwirkungen der Nachbarsprachen, vor allen des Neupersischen und noch mehr des Sindhī — Einwirkungen, die über die zahllosen Lehnworte hinaus tief in den Lautstand und Bau der Sprache hineinreichen, — als solche zu kennzeichnen. Aber erst nach Abhebung dieser fest aufliegenden Schichten kann man an den für die Iranistik eigentlich belangvollen Kern des Balūčī gelangen, der noch die Charakteristika der mitteliranischen Sprachstufe aufweist.

1) Z. B. S. 132: Balochí compounds are in reality verbal combinations rather than true compound verbs as we know them. The best known of these may be, for the sake of lucidity, classified as potentials, completives, continuatives, intensives, inceptives, nominals, frequentatives, permissives and desideratives. Their names are perhaps all that is formidable about them.

Rückert, Friedrich: **Die Hundert Strophen des Amaru.** Aus dem Sanskrit metrisch übersetzt. Nach der Handschrift der Preußischen Staatsbibliothek herausgegeben von Johannes Nobel. Mit 5 Tafeln in Lichtdruck und 2 faksimilierten Seiten. Hannover: Heinz Lafaire 1925. (XV, 73 S.) gr. 8°. Rm. 6.50. Bespr. von O. Stein, Prag.

Eine Reihe von Neuausgaben Rückert'scher Übersetzungskunst hat dem Orientalisten gezeigt, daß der Dichter mit vollem Recht von sich sagen konnte: „Wer Philolog und Poet ist in Einer Person, wie ich Armer . . ."

Neben der arabischen und persischen ist es die indische Literatur gewesen, die Rückert's episch-lyrisches Talent anzog. Eine Sammlung von hundert Liebesliedchen, wie man Amaru's Śataka bezeichnen kann, fand im Dichter des „Liebesfrühling's" einen verständnisvollen Leser, wenn er freilich auch diese Lektüre mit Mühe erkaufen mußte. Der Hgber berichtet über die Hilfsmittel, die Rückert zu Gebote gestanden: die Calcuttaer Ausgabe des Amaru vom Jahre 1808, als Lexikon benutzte er das 1819 von Wilson herausgegebene. Am 1. Mai 1830 waren 38 Strophen übersetzt, aber trotz Bopp's Beifall zu deren Publikation im Wendt'schen Musenalmanach (II, S. 127 ff.) war Rückert von seiner Leistung nicht befriedigt; seine Fortschritte im Sanskrit ließen ihn seine Fehler erkennen. Da er Mai 1832 in einem Briefe an Bopp von der Herausgabe spricht, muß im Frühjahr dieses Jahres die ganze Übersetzung fertig gewesen sein.

Die letzte Niederschrift, die mit dem Rückert'schen Nachlaß 1875 in die Preußische Staatsbibliothek gelangte, hat Nobel seiner Aus-

gabe zu Grunde gelegt. Er schickt ihr eine Charakteristik der Kunstdichtung der Inder voraus, begleitet sie teils mit eigenen, teils mit Rückert'schen Anmerkungen. Für diese Wiedererweckung des Sanskritisten Rückert werden dem Hgber die Indologen zu Dank verpflichtet sein, der Fernerstehende, der hier indische Liebeslyrik in ihrer edelsten Form kennen lernt, findet an der Einleitung und den Erläuterungen einen Wegführer. Aber auch der Germanist wird das Buch dankbar begrüßen können, zumal es ihm ein Bild des Dichters, eine Seite der Übersetzungs-Handschrift faksimiliert bringt. Das gut ausgestattete Buch schmücken noch andere Beigaben: ein Faksimile jener Ausgabe des Śataka sowie 4 Reproduktionen indo-mohammedanischer Kunst.

Moreland, W. H.: From Akbar to Aurangzeb. A Study in Indian Economic History. London: Macmillan and Co., 1923. (XIII, 364 S. und 2 Karten.) 8°. sh 15 —. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

Dieses neue Werk zur indischen Wirtschaftsgeschichte ist die Fortsetzung von des Verfassers früherer Arbeit „India at the death of Akbar". Hatte jenes sich mit der Zeit der Vormacht der Portugiesen zur See und der Blüte der Wirtschaft und Administration im Moghul-Reiche befaßt, so umreißt das vorliegende Buch jene Periode, wo nach dem Zusammenbruch der portugiesischen Seegeltung Engländer und Holländer sich in stetem Wettkampfe um den Handel im Indischen Ozean maßen, wo eine Politik des Raubbaues noch unter dem Scheine äußeren Glanzes die Wirtschaft des Moghul-Reiches unaufhaltsam in den Abgrund hineinsteuerte, der ein Jahrhundert später das erschöpfte und zerrissene Land den Briten als leichte Beute auslieferte. Moreland hat mit ungeheurem Fleiße die umfangreiche Literatur an Reisewerken, Berichten der Kaufleute und Behörden der konkurrierenden Handelskompagnien, offiziellen Geschichtswerken und Erlassen der Großmoghuls gesichtet, und das der großen Aufgabe gegenüber doch verhältnismäßig spärliche Material brauchbarer Angaben gesammelt und geprüft, um aus diesem die Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit zu rekonstruieren. Grundtatsache ist die Verschiebung innerhalb des Indienhandels mit der Zunahme des Umsatzes. Die Schwierigkeit lag in der Beschaffung der Zahlungsmittel, da europäische Waren im Osten nur in sehr geringem Maße Absatz fanden. Gold und Silber konnte man aber nicht in größerer Menge exportieren, ohne die Wirtschaft Europas zu gefährden. Solange die Portugiesen den Indischen Ozean allmächtig beherrschten, konnten sie die zum Kauf der Gewürze nötigen Summen leicht durch Zölle, Handelslizenzen und Tribute beschaffen. Als dann aber zu Beginn des 17. Jahrhunderts drei europäische Mächte um den Vorrang im Osten kämpften, mußte an deren Stelle ein kompliziertes Tauschsystem treten, das aus dem Zwischengewinn einer langen Kette von Warenaustauschen zwischen den einzelnen Ländern Asiens die gesuchten Spezereien Indonesiens beschaffte. Vor allem gelang es den Holländern bald, mit dem politischen Besitz der Gewürzgebiete ein wohlgerundetes Tauschsystem zu verbinden. Die Gewürze wurden gegen die in Indonesien sehr gesuchten vorderindischen Webereien eingewechselt; diese aber wurden in Bengalen, Masulipatam und Gujerat gegen Gold und Silber erworben, welches man aus Ostasien günstig bezog. Die Edelmetalle Chinas und Japans wiederum kaufte man für Rohseide und Leder aus Bengalen und Persien, wo man diese wieder für Gewürze zu Monopolpreisen erstand. Und erst der Überschuß aus dieser langen Handelskette, wie aus den Transitgebühren für Waren orientalischer Kaufleute, floß nach den Niederlanden ab. Der britische Handel dagegen wurde von den Holländern bald ganz aus Indonesien und Ostasien verdrängt, der Gewürzhandel wurde ein Monopol der letzteren. So warfen sich die Engländer auf das Geschäft in indischen Stoffen und Indigo und eroberten diesen nach und nach den europäischen Markt. Da die Holländer diesem Beispiel bald folgten, da auch der Gewürzhandel allmählich infolge der anderswerdenden Speisezubereitung zurückging, so wurden je länger desto mehr diese beiden Produkte zum Haupthandelsobjekt, neben denen jedoch auch Eisen, Kupfer, Salpeter usw. umgesetzt wurden. Was diesen Handel aber so erschwerte, war die Tatsache, daß weder der indische Weber noch der Indigopflanzer kapitalkräftig genug waren, um aus eigenen Mitteln zu arbeiten, da ihnen der hohe Steuerdruck kaum daß Nötigste ließ. Andererseits stand der europäische Kaufmann, wenn er keine feste Basis besaß, fast stets einem geschlossenen Ring der einheimischen Händler gegenüber, der einen preiswerten Kauf von vornherein boykottierte; dazu kam die unsichere Rechtslage, da es kein einheitliches Fremdenrecht gab. Man mußte also zu dem einheimischen System greifen, der Handelsniederlassung. Diese war durch ausführliche Verträge mit der Regierung des jeweiligen Landes geschützt; doch empfahl sich außerdem die Anlage einer Festung außerhalb dieses Territoriums, wohin man sich zurückziehen und die Küste blockieren konnte, da die Behörden jederzeit die Handelsverträge

lösen konnten, auch die Lokalverwaltung meist ungestraft sich herzlich wenig um diese Abmachungen kümmerte. Dann erst war es möglich, die indischen Lieferanten zu bevorschussen, und aus diesen Abschlüssen die entsprechenden Waren zu erhalten. Aber auch so war der Handel schwierig genug. Wohl war der Gewinn sehr erheblich, doch hatte man mit so viel Imponderabilien zu rechnen, daß häufige schwere Verluste diesen stark verminderten. Vor allem war der Markt großen, sehr plötzlichen Schwankungen unterworfen. Beim Kauf war die entscheidende, wenn auch unbeteiligte, Macht die einheimische Steuerbehörde. Sofort nach der Ernte wurde die Steuer, welche die Hälfte des Bruttoeinkommens des Bauern betrug, eingezogen. Der indische Bauer mußte daher zu jedem Preise verkaufen, große Warenmengen wurden plötzlich auf den Markt geworfen und verstopften diesen. Der Händler kaufte daher günstig, aber er mußte auf diesen Moment große Geldmittel konzentrieren, wodurch der Zinsfuß für Darlehen im Laufe des Jahres sehr wechselte. Noch schlimmer wurde dieser Steuerdruck in Zeiten der Dürre; denn da er den Bauern und Handwerkern keine Reserven ließ, so bedeutete solche Not deren Untergang. Grauenhaftes hat sich dabei abgespielt. Dem Kaufmann aber gingen so seine Kaufgebiete verloren, wo ganze Industrien ausstarben oder in der Qualität verfielen. So zerstörte die Hungersnot in Gujerat im Jahre 1630—31 die ganze Textilindustrie, da die Weber zu Tausenden starben, und machte eine Verlegung der britischen Einkäufe nach der Ostküste nötig. Endlich aber mußte man das stete willkürliche Eingreifen der Beamten durch Beschlagnahme oder Monopolisierung und Zwangsverkäufe fürchten, und ihre Bestechung, bei allen üblich, kostete schwere Summen. Beim Warenverkauf litten die Handelskompagnien vor allem unter dem langsamen Nachrichtendienst. Ein Absatzgebiet konnte oft ein Jahr schwersten Mangel an irgendwelchen Waren, Getreide, Indigo, Textilien oder anderen leiden, bis die auf die Monsumwinde angewiesenen Schiffe die Nachfrage zu befriedigen vermochten; da nun aber die Nachfrage in solcher Gegend inzwischen allgemein bekannt geworden war, folgte dann meist eine so starke Zufuhr, daß der Markt überfüllt ward und die Preise stürzten. Trotzdem hat sich im Laufe des Jahrhunderts der Preisstand kaum wesentlich verändert, obwohl die Preise sich zeitweilig bis um das Doppelte veränderten. Nur in Bengalen ist eine wesentliche Hebung des Preisniveaus festzustellen, welche dort wohl mit der ursprünglichen Knappheit an Zahlungsmitteln zusammenhängt. Da die Einkünfte dieser großen Agrarprovinz an den Moghul-Hof in Edelmetall abgeführt werden mußten, der Handel aber infolge des durch Seeräuber und andere Ursachen lange unterbundenen Seeverkehrs lange ungenügend war, so waren Gold und Silber hier sehr knapp und hatten eine fast doppelt so hohe Kaufkraft als im übrigen Indien; mit dem Aufblühen des Handels in Bengalen wurde die Edelmetalleinfuhr größer und die Preise stiegen nun auf den damaligen Standard. Eine ähnliche Schwankung ist bei Kupfer und Kupfergeld zu finden, da während des Bürgerkrieges zwischen Shāhjahāns Söhnen ein großer Teil der Kupfergruben versiegte oder verfiel, so daß die Preise für Kupfer stark anzogen. Wesentlich für dieses Festbleiben des Preisniveaus ist die Tatsache, daß eine größere einheimische Konsumentenschicht nicht existierte. So war ein bemerkenswertes Anschwellen des Volksreichtums und damit der allgemeinen Kaufkraft nicht möglich. Die Volksmassen lebten in bitterster Not, während eine kleine Militäraristokratie voll über den größten Teil der Staatseinkünfte verfügte und diese in sinnlosem Luxus verpraßte. Sie allein zog auf dem Umwege über die Steuerverwaltung letzthin den Gewinn, den der blühende Handel zur See Indien brachte, an sich; ihre Ansprüche bedingten aber auch die Konzentration des Handels auf raffinierte Textilien und Schmuck: Gold, Silber und Edelsteine. Und sie hat es auch verhindert, daß der Aufschwung des Handels dem indischen Volke zugute kam, daß vielmehr in dieser Zeit der allgemeine Wohlstand mit rasender Schnelligkeit vernichtet wurde. Akbar hatte die Bauern und Handwerker durch besoldete Beamte einschätzen lassen, und gemäß deren Einkommen die Steuern eingezogen. Seit Jahāngīr aber ging die Zentralverwaltung des Moghulreiches mehr und mehr zu dem schon in Dekkan üblichen Mißbrauch über, die Steuern der einzelnen Provinzen an den Meistbietenden zu verpachten, der nun durch gleiche Unterpächter das Land zu seinem Gewinne aussog und ruinierte. Dazu kam, daß die Beamten und Offiziere statt Sold ebensolche, kleine Steuerbezirke zur Ausbeutung angewiesen bekamen, die sie ebenfalls gründlichst ausplünderten. Die Folge war ein starker Rückgang der produzierenden Volksschichten, so stark, daß man die Bauern mit Gewalt zwingen mußte, ihren Grund zu bebauen. Auf der anderen Seite schwoll die Zahl der vom Umsatz und der Nutznießung dieser zurückgehenden Produktion lebenden Kreise ständig an. So entstand der Boden, auf dem der Zusammenbruch des Großmoghulreiches erfolgen

sollte. Ein an Zahl stets schwellendes Heer von Berufssoldaten, das aber kein Interesse am Sieg der kaiserlichen Sache hatte, auf den doch nur seine Entlassung gefolgt wäre. Sondern gleich den Söldnern des Dreißigjährigen Krieges zog die Armee in lässigem Kampfe den Krieg in die Länge, von dem sie lebte. Keine Energie Aurangzēbs half hier, die Armee kampftüchtig zu machen, während seine religiösen Edikte, die die Hindus noch mehr bedrückten, das Volk zum Äußersten trieben, die Bauern, welche auf ihrem Grunde nicht mehr leben konnten, Räuberführern und Rebellen in die Arme führten. So konnte es geschehen, daß die Maräthen das Reich zerschlagen, daß die einheimischen Fürsten sich selbständig machen konnten. So ist es geschehen, daß die mächtigen Moghul-Kaiser zum Spielball ihrer auf ergebene Truppen gestützten Generale werden konnten, bis sie schließlich, zu Schatten herabgesunken, alle Schmach über sich ergehen lassen mußten. Moreland zieht diesen Schluß nicht mehr. Er schildert in sorgfältiger Kleinarbeit die Wirtschaftsentwicklung der Zeit. Aber über den Rahmen seines speziellen Gebietes hinaus ist sein Buch eine Mahnung, wie sehr auch in Indien die wirtschaftlichen und politisch-kulturellen Faktoren ineinandergreifen. So außerordentlich wichtig uns die religiösen Probleme Indiens sind, die Indologie muß auch an die Wirtschaftsgeschichte herantreten, will sie Indiens Kultur verstehen. Es ist das große Verdienst Max Webers, dies erkannt zu haben; ist sein Versuch auch mißlungen, der Nachfolger muß kommen, der mit größerer orientalistischer Spezialkenntnis das Werk neu aufnimmt. Für die Moghul-Zeit werden inzwischen Morelands Arbeiten die Grundlegung sein.

Münsterberg, Oskar: **Chinesische Kunstgeschichte.** Band I u. II. Zweite, unveränderte Auflage. Esslingen a. N.: Paul Neff 1924. (XIII, 360 u. XIX, 508 S.). 4°. I: Rm. 22 —; geb. 30 —; II: Rm. 30 —; geb. 38 —. Bespr. von E. Waldschmidt, Berlin.

Zu der nach dem Tode Münsterbergs erscheinenden Neuauflage bemerkt der Verleger, daß von jeder Veränderung abgesehen wurde; „denn eine Bearbeitung von fremder Hand hätte weder den Gesamtaufbau noch den Vortrag der Münsterbergschen Arbeit in der ursprünglichen Form und Frische aufrecht erhalten können." Nach des Verfassers eigenen Worten ist sein Werk „ein Versuch, zum ersten Male in zusammenhängender Weise eine Entwicklung der chinesischen Kunstsprache und ihre verschiedenen Ausdrucksformen darzustellen," ein „Unternehmen, zum ersten Male alle verschiedenen Einzelstudien zu sammeln, die vorhandenen Abbildungsschätze zu ordnen und auf Grund dieses umfangreichen Materials, bereichert durch eigene Anschauungen von Originalen, in freier Kritik ein einheitliches Gebäude der Kunst zu errichten". Durch diese Worte ist die Arbeit im wesentlichen als Kompilation gekennzeichnet, und nach Lage der Dinge ist es verständlich, daß sie mit außerordentlichen Mängeln behaftet ist. Der erste Band behandelt die vorbuddhistische Zeit und die hohe Kunst: Malerei und Bildhauerei. Der zweite Band die Baukunst und das Kunstgewerbe: Bronze, Töpferei, Steinarbeiten, Buch- und Kunstdruck, Stoffe, Lack- und Holzarbeiten, Glas, Glasschmelzen, Horn, Schildpatt, Bernstein und Elfenbein. Als Materialsammlung ist das Werk der über 1000 Abbildungen und ständigen Literaturnachweise wegen von Wert, und der Verf. hat sich redlich bemüht, die verwickelten Zusammenhänge zu durchschauen und klarzulegen. Am Ende des zweiten Bandes werden seine Anschauungen über die Entwicklung und Stellung der chinesischen Kunst auf wenigen Seiten zusammengefaßt. Über die Prä-Hanzeit mit ihrer Bronzekunst, deren Zusammenhänge mit Nordeuropa, Rußland, Westasien und Sibirien, und den mittelasiatischen Mischstil der Hanzeit, deren römische, südchinesische und westliche Beeinflussung, schreitet er fort zur Entwicklung der Landschaftsmalerei, Vervollkommnung der Technik und Blüte des nationalen Kunstgewerbes in der T'angzeit, unter Betrachtung der buddhistischen, persischen und mittelasiatischen Einflüsse. Es folgt die Schilderung der Stimmungsmalerei, des großzügig zusammenfassenden Linienflusses der Formen in der Sungzeit, der kleinlich-naturalistischeren und gezierten Auffassung in der Ming- und schließlich der virtuosen Nachahmung alter Formen und Vorlagen und des fortschreitenden Erstarrungsprozesses während der Mandschuzeit. Die Thesen des Verf. sind vielfach anfechtbar, und daß oft grobe Irrtümer mit unterlaufen, tut den anregenden Gedankengängen leider Abbruch und mahnt überall zur Vorsicht. Die Behandlung bewegt sich in großen geschichtlichen Zusammenhängen. Es sollen hier nur wenige Bemerkungen gemacht werden, welche sich auf die Ausführungen über die buddhistische Kunst Chinas und deren Zusammenhänge mit Zentralasien und Indien beziehen.

Wenn I p. 43 gesagt wird: „Aus den Trümmern des griechisch-baktrischen Reiches am Oxusfluß hatten die Indoskythen, von den Chinesen Yuechi genannt, neue Staaten gebildet; sie wurden aber von einem anderen Volksstamm, den Hiungnu, den Stammesgenossen der Hunnen, im 2. Jahrhundert v. Chr. aus den eroberten Gebieten Mittelasiens vertrieben. So kam es, daß die Hiungnu Nachbarn des chinesischen Reiches

wurden", so steckt darin ein ganzes Nest von Mißverständnissen, und der bald folgende Satz, daß Chang Kien vom Kaiser Wuti ausgesandt worden sei, „um eine Studienreise (!) nach den westlichen Ländern Turkistan, Ferghana, Sogdiana, Baktrien und Parthien zu machen", läßt nicht darauf schließen, daß Münsterberg eine einigermaßen zureichende Vorstellung von den Zielen und Zwecken der Reise und den Zeitverhältnissen hatte.

Die charakteristischen Unterschiede von Buddha- und Bodhisattvadarstellungen waren dem Verf. nicht immer gegenwärtig. I, p. 166 ist die Abbildung eines Avalokiteśvara ekadaśamukha (elfköpfig) „Buddha" unterschrieben und II, p. 172 wird beim Hinweis auf Abb. 283, 284, welche die Kuan-yin darstellen, von Buddhagestalten geredet.

Auch die Unterscheidungsmerkmale der vier stets in voller Rüstung, mit bestimmten Attributen dargestellten Himmelskönige oder Welthüter von den halbnackten Torhütern oder Schutzgeistern scheinen Münsterberg nicht geläufig gewesen zu sein. I, p. 138 ist von dem „siegreichen Himmelsgeneral", der „auf dem gefesselten Halbgott Yaksha" steht, die Rede und eine Abbildung des Lokapāla Vaiśravaṇa (= Kubera) mit der Unterschrift: „Vaisravana (jap. Bishamon, indisch: Kubera) Gott des Reichtums ..." gegeben. I, p. 339 finden sich Abbildungen der Welthüter Vaiśravaṇa (Attribut: Caitya) und Dhṛtarāṣṭra (Attribut: Mandoline) mit der Bezeichnung „Torwächter".

Die athletenhaften Torwächter scheinen dem Verf. überhaupt zu denken gegeben zu haben. Er verrät uns bei deren Besprechung auch etwas über sonst unbekannte, ihm aber anscheinend vertraute vorbuddhistische Denkmäler und Göttergestalten Indiens. I, p. 164: „In übertriebener Muskulatur sind die Riesen aus dem Felsen gemeißelt, und der grimmige, aber lebenswahre Ausdruck der Gesichter steigert die wuchtige Wirkung. Der nackte Körper läßt deutlich erkennen, daß nicht in China, sondern in Indien das Vorbild zu suchen ist; wahrscheinlich sind es Gestalten der älteren indischen Religion, die in das buddhistische Pantheon übernommen sind." Sollen wir diese Gestalten in den „Hindugöttern Brahma und Putra" (!), welche nach I, p. 169 das buddhistische Pantheon vergrößerten, suchen? Auch II, p. 172 wird wieder davon gesprochen, daß die Türhüter „an ältere, vorbuddhistische Denkmäler Indiens" erinnerten. Zum „Gotte des Felsens" rückt einer dieser Torhüter II, p. 59 auf, wo in leiser Dissonanz zu den bisherigen Feststellungen eine Saite populärer Tränendrüsen-Theatralik erklingt: „Es war die Zeit, als inbrünstig betende Mönche die überlieferten hellenistisch-indischen Formen mit ihrem eigenen chinesisch-buddhistischen Geiste erfüllten. Eine steife Gandharafigur verhält sich zu dem lebendig bewegten Gotte des Felsens wie eine handwerksmäßige Bazarware zu einem Kunstwerke aus Meisterhand."

Dies möge genügen, um auf die mannigfachen Mängel des Werkes hinzuweisen; ganze Abschnitte liegen sehr danieder, doch gebietet die Pietät der Pionierarbeit und des Mutes des Verf.s, an ein derartiges Unternehmen heranzutreten, dankbar zu gedenken.

Tessmann, Günter: Die Bubi auf Fernando Poo. Völkerkundliche Einzelbeschreibung eines westafrikanischen Negerstammes. Hrsg. von O. Reche, Wien. Mit 200 Abbild. im Text, 9 Tafeln und 2 Karten. Hagen i. W.: Folkwang-Verlag 1923. (X, 238 S.) 4° = Schriften-Reihe, Kulturen der Erde. Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker. Bd. XIX. Rm. 15—. Bespr. von H. Baumann.

Diese erfreuliche ethnographische Monographie erscheint in einer weniger erfreulichen Reihe von Publikationen, die vom Folkwang-Verlag-Hagen herausgebracht werden.

Der Verfasser ist in der Ethnologie ein bekannter und verdienter Forschungsreisender, der mit seltenem Scharfblick vor allem die materielle Kultur der von ihm besuchten Naturvölker zu schildern wußte. Bei der Abfassung dieser vorliegenden Arbeit kam ihm vor allem sein jahrzehntelanger Aufenthalt im gegenüberliegenden Kamerun zustatten. Überall kann er Vergleiche ziehen, die um so wertvoller sind, als sie zumeist aus unpubliziertem Material Tessmanns stammen.

Die Bubi auf der spanischen Insel Fernando-Po sind nach Tessmann Verwandte der an der Ogowemündung seßhaften Galoa. Heute ist die Bevölkerung rassisch wie linguistisch klar in eine ältere (mit Pygmäen vermischte) Bevölkerung und eine jüngere mit selten regelmäßigen Gesichtszügen und etwas komplizierterer Sprache einzuteilen. In sprachlicher Beziehung sehr interessant sind die Angaben über die Töne des Bubi, die darauf ruhende Signalpfeifensprache und die Geheimidiome der religiösen Gemeinschaften.

Eine Fülle überaus archaischer Züge zeigt sich uns vor allem in der materiellen Kultur. Schon allein die sichere Tatsache, daß wir hier die afrikanische Steinzeit noch historisch erweisen können, ist für die afrikanische Ethnologie von allerhöchster Bedeutung. Aber auch sonst ist manches Kulturgut ein Zeichen hohen kulturellen Alters. Dazu gehört der Fellschurz und die Genitalverkleidung der Männer; der geflochtene Arm- und Beinschmuck, das Fehlen der Beschneidung und aller Körperverstümme-

lungen außer dem ethnologisch sehr alten Skarifizieren. Aber vor allem ist der „Hack"-bau der Bubi ein Beweisstück für die Urwüchsigkeit ihres Lebens. Nicht einmal die hölzerne Hacke, wie sie im gegenüberliegenden Festland auftaucht, wird benutzt. Einziges Ackergerät war der Grabstock als ausgesprochenes Männergerät. Mann und Frau arbeiten gleichmäßig auf dem Felde — also entgegen der westafrikanischen Arbeitsteilung. Angebaut wurden nur die alten Knollenfrüchte — aber keine Cerealien. Tabak wurde erst von den Europäern eingeführt. Die Küche des Bubi vermißt den Fufu-Brei des Negers.

Die Technik ist sehr schwach entwickelt. Das Schmiedehandwerk fehlte ursprünglich völlig. Das Fehlen des geschmiedeten Eisen wirkt sich in der ganzen materiellen Kultur aus. Spinnen und Weben sind unbekannt.

Dank der schwach entwickelten Technik fällt auch die technisch bedingte Ornamentik mit wenig Ausnahmen völlig fort, und die freie Phantasie der Bubi versteht es nicht, ihre Weltanschauung in Plastiken oder gar Malereien auszudrücken. Nicht einmal die primitiven Holzfiguren der sudanischen Splitterstämme sind hier zu finden.

Die Waffen sind überaus primitiv. Holzspeere mit und ohne Widerhaken und Büffelfellschilde sind die Ausrüstung des Kriegers. Seltsamerweise findet sich für die Vornehmen ein Büffelhautpanzer.

Auch die Musikinstrumente — Musikbogen, Langsflöte und Holzglocken sind Zeugen eines alten Kulturlebens.

Eigentümlich sind nur die fremdartig anmutenden Züge aus ihrer Kultur, welche eine straffe Sozialorganisation mit aristokratischen Prinzipien voraussetzen. Die Häuptlingsstellung ist ziemlich gefestigt. Große Furcht und Achtung vor dem Herrscher, ein gewisses Rituell und eine Schichtung der Bevölkerung in drei Klassen, Titelwirtschaft im Recht und Krieg sind sonst gewöhnlich Zeichen jüngerer Kulturen des Kontinents. Aber die Möglichkeit für die Schwester oder den Schwestersohn, zur Regierung zu gelangen (bei sonst herrschendem Vaterrecht), beweist, daß die jung eingewanderte Bubischicht, von der Tessmann immer schreibt, mit den Stämmen des Festlandes zusammengewohnt haben muß, welche in den königlichen Familien Mutterrecht erfordern oder gar in der ganzen Familienorganisation matrilinear gerichtet sind.

Zum Schluß sei noch auf das seltsame Vorkommen von einigen als „hamitisch" erkannten Kulturgütern hingewiesen. Hierhin gehört das heilige Feuer, der Holzspeer, die Muschelscheibenbänder um Arm und Bein. Auch der Feuerpflug (!) der Bubi ist in Afrika ja nordafrikanischer Herkunft (siehe Koloniale Rundschau 1923 S. 116 f.).

Bei den religiösen Kapiteln ist Kritik am Platze. Tessmann hat schon in seinem Pangwewerk eigenartige Anschauungen über Sünde, Sündenfall, Geschlechtssünde und ähnliches geäußert. Diese theoretischen Ausführungen sind oft schwer von den wiedergegebenen Tatsachen zu trennen und erscheinen daher oft bedauerlich; denn in einer Monographie, welche Quellenmaterial beisteuern soll, ist alles wichtiger, als aus ihm entwickelte Theorien, welche nicht mehr aus der Masse des Tatsachenbereiches eliminiert werden können.

Speiser, Felix: **Südsee, Urwald, Kannibalen.** Reisen in den Neuen Hebriden und Santa-Cruz-Inseln. Mit 132 Abbildungen auf Tafeln und 2 Karten. 1. u. 2. durchges. Aufl. Stuttgart: Strecker und Schröder 1924. (XII, 356 S.) Gr. 8°. Rm. 10—; geb. Rm. 13—.

Ders.: **Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln.** Mit 1610 Abbildungen auf 109 Tafeln und mit einer Karte. Berlin: C. W. Kreidel 1923. (457 S.) 4°. Bespr. von Paul Hambruch, Hamburg.

Der Verfasser hat den Lehrstuhl für Völkerkunde an der Universität Basel inne. Ausgedehnten Reisen in Nord-Amerika folgte in den Jahren 1910—1912 die Forschungsreise in das noch ziemlich unbekannte Inselgebiet der Südsee der Neu-Hebriden und Santa Cruz-Inseln. Seine Reiseeindrücke veröffentlichte er bereits 1913 in dem Buche: Südsee, Urwald, Kannibalen. Diese populäre Schilderung seiner Reise liegt nun in zweiter Auflage vor, verbessert, ergänzt und mit einem ausgewählteren Bilderschmuck versehen, als die erste Auflage ihn besitzt. Es ist schon zu verstehen, daß nach der ersten Auflage des Buches, von dem s. Z. gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe eine englische herauskam, eine zweite erforderlich wurde. Denn wir besitzen in deutscher Sprache nur sehr wenige Schilderungen, die die Schönheit und Ursprünglichkeit der Südseeinseln so plastisch und lebendig darstellen, das Außen- und Innenleben der Eingeborenen uns verständlich machen und die Verbrechen der „Zivilisation" anprangern, deren sich vor allem die Franzosen auf den genannten Inseln schuldig machen. Flüssig und lebendig geschrieben ist das Buch für einen weiteren Leserkreis bestimmt, doch enthält es vieles Material, das wissenschaftlich neu, auch den Fachmann interessiert.

Die wissenschaftliche Bearbeitung seiner auf den Inseln gemachten Beobachtungen bringt das umfangreiche zweite Werk. In der trübsten Inflationszeit hergestellt ist es, rein äußerlich betrachtet, eine Glanzleistung deutscher Buch-

kunst. Dem entspricht der Inhalt. Was in dem populären Reisewerke nur angedeutet werden konnte, erfährt hier seine ausführliche, auch in Einzelheiten erschöpfende Darstellung. Obschon der Verfasser unter recht ungünstigen Umständen arbeiten mußte — die Zeit war knapp bemessen, der Aufenthalt auf den einzelnen Inseln stets nur kurz, die Eingeborenen mißtrauisch und übelwillig —, gibt das Ganze doch ein abgerundetes Bild der geistigen, ein erschöpfendes Bild der materiellen Kultur dieser Südseemenschen. Die Entdeckungsgeschichte der Inseln, ihre Kolonisation, Fauna, Flora, die somatische Anthropologie, die Psychologie der Eingeborenen wird ausführlich behandelt. Hausbau, Siedelung, Ernährung, Fertigkeiten werden eingehend beschrieben, ebenso Tracht, Schmuck, Waffen, Verkehr, Geldwesen. Nichts ist vergessen worden. Ungemein wichtig sind die Mitteilungen des Verf. über die gesellschaftliche und politische Organisation der Eingeborenen. Wir verdanken dem Verf. die zusammenhängende Schilderung der bisher nur oberflächlich gekannten geheimen Gesellschaften auf den Nord-Neu-Hebriden, deren Tätigkeit sich daselbst in allen Lebenserscheinungen, Familie, politischem Verband, Wirtschaft und Kunst auswirkt und im engsten Zusammenhang mit den religiösen Vorstellungen, auch der Zauberei, steht. Ein Kapitel über Musik, Tanz und bildende Kunst macht den Beschluß.

Objektivität zeichnet die Arbeit aus und stempelt das Werk zu einer der wertvollsten Monographien, welche wir über ein Südseegebiet besitzen. Leider wird über die Sprachen nichts mitgeteilt. Doch wird ersichtlich, daß vier, mindestens drei Kulturschichten hier über einanderlagern. Die Urbevölkerung — Verfasser stellte das Vorhandensein von Pygmäen mit einer ganz anders gearteten, von der den Küsten- und Hauptvölkern stark abweichenden Kultur im Innern der Nordinseln fest — ist nur noch schwach vertreten; Melanesier, von Norden her eingewandert, bilden die Hauptmasse der Bevölkerung, die im Süden und Osten in jüngerer Zeit vor allem von polynesischen Zuwanderern und deren Kultur beeinflußt wurden. Die durch diese Vermischung aufgeworfenen Probleme sind verwickelt, doch sehr interessant, und die Neuen Hebriden werden für das Studium dieser Dinge eins der wichtigsten Gebiete bleiben, deren Lösung allerdings schwierig ist, und die vielleicht gar nicht mehr erfolgen kann, wenn an diese Arbeit nicht in Kürze herangegangen wird. Denn die Eingeborenen sind heute bereits unter den Segnungen der weißen Zivilisation auf ein Zehntel ihres ehemaligen Bestandes zurückgegangen.

Frobenius, Leo: **Dämonen des Sudan.** Allerlei religiöse Verdichtungen. Jena: Eugen Diederichs 1924. (III, 373 S.) 8°. = Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas. Bd. VII. Veröffentlichungen d. Instituts f. Kulturmorphologie. Rm. 5.—; geb. 6.50.

—: **Volksdichtungen aus Oberguinea.** I. Bd. Fabuleien dreier Völker. Ebenda. (III, 356 S.) 8° = Atlantis usw. Bd. XI. Rm. 5.—; geb. 6.50. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Die beiden Bände sind nach dem gleichen Schema angelegt wie die übrigen Teile der Atlantis-Sammlung; jeder behandelt mehrere geographisch oder kulturell zusammengehörige Stämme und bringt von jedem eine Anzahl von Märchen und Mythen, denen eine zusammenfassende Darstellung des geistigen Lebens des betr. Volkes vorausgeschickt ist. So werden im Bd. VII die Mande, die Bosso-Sorokoi, die Jukum und die Haussa, in Bd. XI die Bassari und Tim (beide im nördlichen Togo) und die Muntschi im Benuegebiet geschildert.

Es ist wieder eine ungeheure Menge Material in den beiden Bänden aufgehäuft, überwiegend Beobachtungen, die sich auf die Weltanschauung der besprochenen Völker beziehen, daneben aber auch Kapitel aus der materiellen Kulturkunde. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die das ganze von Frobenius gesammelte Material für unzuverlässig erachten, weil es durch die Vermittlung von Dolmetschern erkundet ist. Es kann freilich keinem Zweifel unterliegen, daß die Wissenschaft sehr viel mehr davon hätte, wenn uns das alles im Urtext und wörtlicher Übertragung vorläge; aber wenn wir nur solche Aufzeichnungen gelten lassen wollten, so müßten wir fast die ganze ältere ethnologische Literatur als wissenschaftlich wertlos verwerfen, denn wie viele Berichterstatter konnten die Landessprache sprechen oder schrieben gar die Aussagen der Eingeborenen wortgetreu nieder? Natürlich erfordern alle diese Angaben eine strenge kritische Nachprüfung, die ja auch bei anderen Autoren nötig ist, und die auch in diesem Falle sicher später einmal viele Irrtümer und Mißverständnisse richtigstellen, vermutlich aber die Hauptmasse der Angaben bestätigen wird. Man muß auch anerkennen, daß die bei Frobenius sonst besonders starke subjektive Färbung der Darstellung in diesen Atlantis-Bänden mehr zurücktritt; es handelt sich hier doch vornehmlich um die Wiedergabe beobachteter Tatsachen, deren Wert dadurch erhöht wird, daß sie zum größten Teil neu sind. Ja, von einigen bisher völlig unerforschten Stämmen, wie den Muntschi, erhalten wir hier die erste eingehende Nachricht.

Auf irgendwelche Einzelheiten einzugehen ist in diesem Referat unmöglich; dazu ist die Fülle und Mannigfaltigkeit des Gebotenen zu

groß. Jeder Afrikanist wird in diesen, wie in allen Atlantis-Bänden Belehrung und Anregung finden. Leider sind die Korrekturen mit sehr geringer Sorgfalt gelesen worden, so daß besonders Bd. VII durch eine ungewöhnliche Menge manchmal geradezu grotesker Druckfehler verunziert wird, die besonders störend sind, wo es sich um Wörter aus Negersprachen handelt. Überhaupt läßt sich F. in der Schreibung von Eingeborenennamen eine sehr große Nachlässigkeit zu Schulden kommen; es kommt vor, daß dasselbe Wort auf einer Seite in zwei bis drei verschiedenen Formen erscheint.

Johanssen, Ernst: Mysterien eines Bantu-Volkes. Der Mandwa-Kult der Nyaruanda verglichen mit dem antiken Mithras-Kult. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (58 S.) 8°. = Missionswissenschaftliche Forschungen, herausgegeben v. d. Deutschen Gesellschaft f. Missionswissenschaft durch Prof. D. Carl Mirbt, Göttingen, Heft 3. Rm. 2.40. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

In den zwischen den Nilquellseen gelegenen zentralafrikanischen Landschaften gibt es einen Kult von Halbgöttern oder Heroen, der von Personen ausgeübt wird, in die von Zeit zu Zeit der Geist des Heros, mit dem jede in Verbindung steht, eintritt. In diesem Zustande der „Besessenheit" werden sie mit der betr. Gottheit identifiziert, führen deren Namen und geben nun als göttliche Wesen Ratschläge, erteilen Orakel usw. Diese Leute heißen in Kiziba z. B. Mbandwa, in Ruanda Imandwa oder Mandwa. Johanssen leitet diesen Namen von dem Verbum ukubanda, „Besitz ergreifen von jemandem im Sinn des Bezauberns" ab. Besonders gut bekannt ist das Mandwatum von Ruanda durch die sehr eingehenden Angaben des Pater Arnoux (Anthropos 1912/13). Auf diesen Forschungen, die er durch eigene Beobachtungen ergänzt hat, fußt auch der Verfasser der vorliegenden Broschüre, in der er auf die Ähnlichkeiten des Mandwa-Kults mit den antiken Mysterien aufmerksam macht und besonders einen nahen Zusammenhang mit den Mithras-Mysterien wahrscheinlich zu machen sucht. In der Tat finden sich Züge, die auffallend an die Mysterien des Altertums erinnern; besonders der Hauptzweck der Weihen, den unter die Mandwa Aufgenommenen nach dem Tode den Aufenthalt im „Paradiese" bei dem Heros Ryangombe zu sichern, wie auch die in die eleusinischen Mysterien Eingeweihten die Aussicht auf ein besseres Los im Jenseits hatten als die Ungeweihten. Für viele der kennzeichnenden Züge aber bietet sich ein weit näherliegendes Vergleichsobjekt in den Zeremonien der Jünglingsweihen, so z. B. für die Quälereien der Novizen, die heilige Sprache, die Erteilung eines neuen Namens, die strenge Geheimhaltung der Riten usw. Es könnte wohl sein, daß die antiken Mysterien sowohl wie der Mandwakult eine gemeinsame Grundlage haben, aus der sich die merkwürdigen Übereinstimmungen erklären. Andererseits muß man bedenken, daß die herrschenden Stämme in den genannten Gebieten Nomaden hamitischer Abstammung sind, die sehr wohl Elemente vorderasiatischer Religion mit sich gebracht haben können. Man denke nur an die in gleicher Richtung weisenden Mythen der Masai. Ein Beweis aber für den direkten Zusammenhang mit dem Mithras-Kult scheint mir nicht erbracht zu sein. Hoffentlich wird es dem Verfasser, der wieder in Ostafrika weilt, möglich sein, neues Material zur Lösung dieses interessanten Problems herbeizuschaffen.

Aus gelehrten Gesellschaften.

Preisaufgaben der Teylerschen Theologischen Gesellschaft zu Haarlem.

Das Christusproblem — sein Kern und seine Bedeutung für das geistige Leben der Menschheit. — Ursprung, Wert und Zukunft von außerkirchlicher Religiösität. — Eine kritische Abhandlung über Prof. R. Otto's Buch „Das Heilige".

Das Programm ist kostenfrei zu bekommen auf Anfrage bei den Direktoren der Teyler-Stiftung.

Druckfehlerberichtigung.

In meinen Zeitschriftenschaubeiträgen im vorigen Jahrgang der OLZ bitte ich folgende Druckfehlerberichtigungen vorzunehmen: Sp. 120 Z. 12 a. A. Gabrân / Z. 53 az-Zaijât / Sp. 199 Z. 44 Littmann / Z. 48 'Ain / Sp. 414 Z. 19 Rendiconti / Z. 21 1913 / Z. 56 אלקהן.

G. B.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung; der Besprecher steht in ().

Archivum Romanicum IX:

1 77.—104 L. Jordan, Die heutige Synthese in der Sprachwissenschaft (über Spitzer, Vossler, Hatzfeld, Sperber, Pauli).

Bulletin of the American schools of oriental research number 18, April 1925:

George A. Barton berichtet über our excavation in Iraq. Gegraben wird in Tar Khelan near Kirkuk. Gefunden wurde ein altassyrischer Palast, neun Räume, 60—70 Tontafeln; dazu kamen später 150. Soweit entziffert scheinen es Geschäftspapiere. Albright will Kirkuk mit dem assyrischen Arrapkha identifizieren. Letzterer gibt dann topographical researches in Judaea. Der eine trip führte über chan 'arrûb nach SO. ch. kuweizîbeh ist nicht chozeba Chr a 4, 22. Der andere trip galt der Schefelâ unter Benutzung des Frühzuges Jerusalem ab 4.40 bis wadi eṣ-ṣarâr. Auch hier werden verschiedene Identifikationen geboten, die demnächst in einer Monographie über die Topographie von Juda eingehend behandelt werden sollen. Es folgt, wieder aus der Feder Albrights, die Beschreibung eines Ausflugs to Engedi

and Masada, handelt von den Wegen, die zur Spitze von Masada hinaufführen. Endlich gibt Clarence S. Fisher a plan for the systematic coördination of archaeological research in Palestine and Syria. Handelt von einer großzügigen gemeinsamen Erforschung aller historisch wichtigen Punkte in P. und S. nach gemeinsam festgesetzten Grundsätzen. Max Löhr.

Chemiker-Zeitung 49. Jahrg., 1925:
83 Robert Eisler, Der Babylonische Ursprung der Alchemie. (Setzt sich mit den von Meißner in „Babylonien und Assyrien" mitgeteilten Übersetzungsproben assyrischer Texte auseinander, in denen der Verf. alchemistischen Inhalt glaubt erweisen zu können. Ich sehe darin vorläufig nur schwer deutbare technische Vorschriften mit der unvermeidlichen rituellen Einbettung.) J. Ruska.

Deutsche Rundschau 203 1925:
Juni Otto von Glasenapp, Goethe im Orient.

The Expositor 1925:
Juli (7) Current Issues (über *S. Schechter, Studies in Judaism; *F. J. Badcock, Reviews and Studies). — J. B. Harford, Since Wellhausen. — J. Gamble, The Philosophy of the Fourth Gospel. — *H. Willrich, Urkundenfälschung in der hellenistisch-jüdischen Literatur. — *M. Goguel, Jésus de Nazareth, Mythe ou Histoire?

The Geographical Journal LXV:
5 377 S. A. Stein, Innermost Asia, its Geography as a Factor in History. — 432 F. R. Maunsell, The Land of Elam. — Reviews: *L. A. Waddel, Phoenician Origin of Britons, Scots, and Anglo-Saxons.
6 473 S. A. Stein, Innermost Asia (mit Karte). — *G. Weigand, Ethnographie von Makedonien (M. J. N.). — *C. Wessels, Early Travellers in Central Asia (1603—1721) (E. W. G.). — St. King-Hall, Western Civilization and the Far East (W. W.).

Geografisk Tidsskrift XXVIII:
1 E. Storgaard, Vasco da Gama og Søvejen til Indien. — K. Rasmussen, Foreløbig Beretning om 5. Thule-Ekspedition fra Grønland til Stillehavet (mit hübschen Photographien). — W. Thalbitzer, Den 21. Amerikanist-Kongres 1924.
2 S. Larsen, Amerikas Opdagelse 20 Aar før Columbus. — *N. W. Nissen, Die sw.-grönländische Landschaft und das Siedlungsgebiet der Normannen; *E. Nordenskiöld, The Ethnography of South-Amerika . . . (K. Birket-Smith). — *K. Dahl, Bland Australiens Vilde; *Un Africain, Manuel de Politique Musulmane (V. Teisen).

Hermes 60 1925:
1 59—65 R. Holland, Britomartis.
3 338—47 L. Ziehen, Zu den Mysterien von Andania. L.
4 373—95 W. Capelle, Älteste Spuren der Astrologie bei den Griechen (ältester sicherer Hinweis, soweit bisher erkannt, Platon, Timaios 40 c. 9; das von Schöne herangezogene angebliche Hippokrates-Zitat bei Pseudo-Galen XIX 530 Kühn nicht astrologisch, ebensowenig die von Pfeiffer verwertete Stelle περὶ ἑβδομάδων Kap. 6; wohl aber setzt die Deutung von Träumen über himmlische Erscheinungen in Kap. 89 der um 400 verfaßten hippokratischen Schrift περὶ διαίτης die Bekanntschaft mit der Astrologie voraus, Heraklit [Vorsokr. 55 A 86] kennt die babylonische Ordnung Sonne—Mond—Morgenstern, und bei Ktesias [bei Nikolaos von Damaskos fr. 8 f. M.] bildet die Astrologie ein entscheidendes Motiv der Erzählung vom Sturz des Sardanapal). — G. B.
H. Willrich, Zum Brief des Kaisers Claudius an die Alexandriner. 1. Die jüdischen Gesandtschaften. 2. Die Gesandtschaft der Alexandriner. L.

The Hibbert Journal 23:
4 W. B. Smith, The Newer Testament. — C. J. Cadoux, The Gospel-Story and the Higher Criticism of to-day. — J. P. Bruce, Education in China. — J. E. Carpenter, Astrology in the Book of Revelation. — J. Moffat, Recent Theological Literature. — *W. B. Selbie, The Psychology of Religion (R. H. Soullard). — *F. C. Burkitt, The Religion of the Manichees (H. J. D. Astley).

Jahrbuch der asiatischen Kunst Bd. 2, 1925:
188—96 F. Babinger, Die großherrliche Tughra, ein Beitrag zur Geschichte des osmanischen Urkundenwesens (Wortbedeutung unsicher; ältestes Vorkommen des Wortes bei al-Kāšġarī; Zusammenhang mit dem ostasiatischen Handabdruck als Ersatz der Unterschrift; osmanisch erst seit etwa 1400, aber schon vorher bei Seldschuken und ägyptischen Mamluken, Verhältnis zu der bei diesen üblichen Fertigungsformel, der *'alāma*; Ausgestaltung bei den Osmanen; Handzeichen — *yed'e* — der hohen Würdenträger; — 46 Abbildungen). G. B.

Japanisch-Deutsche Zeitschrift 3 1925:
7 G. Haloun, Die Rekonstruktion der Chinesischen Urgeschichte durch die Chinesen (I. Die chinesische Frühgeschichte ist in der Chan-kuoh-Periode wissenschaftlich konstruiert worden. II. Inhalt und Entwickelung der Überlieferung über die Urzeit bis etwa zum 4. Jahrh. v. Chr. III. Die hochwissenschaftliche Rekonstruktion der Urzeit im 4. und 3. Jahrh. v. Chr.; — Versuch einer Skizze des wirklichen Verlaufs der ersten chinesischen Kultur von der Urzeit bis zum 3. Jahrhundert n. Chr.).

Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society (New Series) I:
April 1925 **1** 1—12 Sten Konow, Name and designation of the ruler mentioned in the Āra inscription. — 13—64 V. B. Diskalkar, Some unpublished copper-plates of the rulers of Valabhī. — 65—75 G. V. Acharya, Notes on some unpublished Valabhī copper-plates belonging to the B. B. R. A. S. — 76—94 A. Master, Stress Accent in Modern Gujarātī. — 95—102 P. V. Kane, The Tantravārtika and the Dharmaśāstra literature. — 103—17 V. S. Sukthankhar, Studies in Bhāsa VI. On the Prakrit of the dramas. — 118—21 N. B. Divatia, The oblique form and the dative suffix -s in Marathī. — 122—25 H. Heras, The Portuguese alliance with the Muhammadan kingdoms of the Deccan. — 126—43 V. S. Sukthankhar, The Bhāsa Riddle: A proposed solution. — 144—58 C. V. Vaidya, The Date of the Bhāgavata Purāṇa. — N. B. Divatia, The ancient indian symbol for the foreign sound z. — V. S. Sukthankhar, The Śāta vāhanas. — *H. D. Griswold, The Religion of the Rigveda (R. Zimmermann). — *The Journal of the United Provinces Historical Society; *A. A. Macdonell, A practical Sanscrit Dictionary; *Sir Flinders Petrie, Religious Life in ancient Egypt (V. S. S.).

The Journal of Hellenic Studies 44 1924:
2 W. W. Tarn, The Political Standing of Delos. — W. H. Buckler, The Angora Resolution of the Stage Guild. — W. M. Ramsay, Note on the Angora Resolution.
V. G. Childe, A Gold Vase of Early Helladic Type. — M. Cary, The Greeks and Ancient Trade with the Atlantic. — E. R. Price, Pottery of Naucratis. — Ch. Waldstein, The Establishment of the Classical Type in Greek Art. — A. M. Woodward, Archaeology in Greece, 1922-24. — F. Studniczka, Once more Sophocles and not Solon. — *P. M. Meyer, Griechische Papyrusurkunden der Hamburger Stadtbibliothek I. — *Ch. Dugas, La Céramique Grecque. — *A. Osborne, Lychnos et Lucerna. — *Catalogue Raisonnée d'une Collection de Lampes en terre cuite trouvées en Égypte (H. B. W.). — *S. Smith, Babylonian Historical Texts (W. W. T.). — *R. Pettazoni, I Misteri, Saggio di una Teoria storico-religiosa (A. D. N.). — *A. B. Keith, The Sanskrit Drama. — *C. Pascal, Le Credenze d'Oltretomba nelle Opere Letterarie dell' Antichità Classica; *A. Rostagni, Il Verbo di Pitagora; *Kantharos, Studies in Dionysiac and Kindred Cults (H. J. R.). — *A. Cuny, Études Prégrammaticales sur le domaine des langues i.-europ. et cham.-sémitiques (J. F.). — *M. Schede, The Acropolis of Athens (S. G.). *H.

J. W. Tillgard, Byzantine Music and Hymnography (A. H. F.-S.). — *St. Xanthoudides, The Vaulted Tombs of Mesarà (E. J. F.). — *The Cambridge Ancient History II (S. C.). — *H. J. Bell, Jews and Christians in Egypt (N. H. B.).

45 1925:

1 E. Evans, 'The Ring of Nestor', a Glimpse into the Minoan Afterworld and a sepulchral Treasure of Gold Signet-Rings and Bead-Seals from Thisbê, Boeotia. — A. D. Nock, Studies in the Graeco-Roman Beliefs of the Empire (1. Divine Power; 2. Dedications in the Form Ἐξ ἐπιταγῆς etc.; 3. Mithraic Initiation; 4. The Honoured of Hecate). — M. N. Tod, The Progress of Greek Epigraphy 1923—24. — *W. Scott, Hermetica. — *R. C. Thompson, The Assyrian Herbal. — *Ch. H. Oldfather, The Greek Literary Texts from Greco-Roman Egypt (F. U. P.). *H. Ormerod, Piracy in the Ancient World. *C. R. Williams, Catalogue of Egyptian Antiquities, Gold and Silver Jewelry and Related Objects (A. W.).

Journal des Savants 23:

3/4 *F. Thureau-Dangin, La Correspondance de Hammurapi avec Šamaš-Hâsir (E. Cuq). — Henri Cordier † (H. D.). — *H. de Genouillac, Fouilles françaises d'El-Akhymer. Premières recherches archéologiques à Kich. I (V. S.). — *R. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium (A. Puech). — *Byzantion. Rev. internationale des Études byzantines, publiée par P. Graindor et H. Grégoire I. (Ch. Diehl).

Kunstchronik 59 1925:

15 H. Schmitz, Chinesische Möbel im Berliner Kunsthandel (mit 7 Abb.).

16 280 Chettitische Bronzestatuette (Abbildung); Neuerwerbung des Metropolitan Museum of Art in New York.

Literarisches Zentralblatt 76:

12 *Mrs. Leslie Milne, The home of an eastern clan. A study of the Palaungs of the Shan States (R. Fick).

Literaturblatt für Germanische u. Romanische Philologie 46:

5/6 *F. Braun, Die Urbevölkerung Europas . . . (E. Hermann).

Museum 32 1925:

9 *E. Littmann, 1001 Nacht in der arabischen Literatur (Snouck Hurgronje). — *A. M. Benedictsen, Les dialectes d'Awroman et de Pāwā, . . . publ. par A. Christensen (V. F. Büchner). — *W. Wreszinski, Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte (P. A. A. Boeser). — *H. Güntert, Der arische Weltkönig und Heiland (W. Caland). — *C. Robert, Die griechische Heldensage III 2. 1 (J. Vürtheim). — *F. von Woess, Das Asylwesen Ägyptens in der Ptolemaerzeit und die spätere Entwicklung (D. Cohen).

Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1924:

2 U. Kahrstedt, Grundherrschaft, Freistadt und Staat in Thessalien.

The Nation and the Athenaeum 37:

3 66 Zionism and Arabia.

5 144 *St. Rice, The Challenge of Asia; *J. W. Gregory, The Menace of Colour; *M. Harris, Egypt under the Egyptians.

6 170 Westminster, Mr. Churchill's Gallipoli. — 178 *L. Stein, Zionism (A. J. Toynbee).

8 239 *Original Letters from India (1779—1815). By Mrs. E. Fay. . . . by E. M. Forster (J. Beresford).

Neue Allgemeine Missionszeitschrift 2 1925:

4 H. W. Schomerus, Die Wurzeln der Theosophie im indischen Denken. — J. Keller, Die Gottesvorstellung eines Bantuvolkes. Nyambe und Loba bei den Duala in Kamerun.

5 Y. Y. Tsu, Jesus Christus im Denken Chinas. — E. Müller, Das Bewährungsringen der Batakschen Volkskirche. — G. Jasper, S. S. Singhs Reisen im Westhimalaya.

6 A. Pettinen, Einige Züge des Gottesbegriffes der Aandonga.

Neue Kirchliche Zeitschrift 36 1925:

5 P. Feine, Jesus und Paulus. — J. Bergdolt, Zeitschriften-Rundschau.

6 J. Bergdolt, Zeitschriften-Rundschau.

Philologische Wochenschrift 45 1925:

21 *E. Weiß, Griechisches Privatrecht auf rechtsvergleichender Grundlage I (V. Ehrenberg). — *C. Blümel, Zwei Strömungen in der attischen Kunst des 5. Jahrh. (F. Koepp).

22 *W. Scott, Hermetica I (F. Pfister). — *M. Rostowzew, Očerk istorii drevnjago mira (E. Bickermann).

23 *J. Wackernagel, Vorlesungen über Syntax II (S. Reiter). — *F. Poulsen, Delphische Studien (G. Karo).

24/25 *K. Marót, Zur religionsgeschichtlichen Wertung Homers (K. Latte). — *U. Wilcken, Griechische Geschichte (W. Ensslin). — *J. Kromeyer-G. Veith, Schlachtenatlas zur antiken Kriegsgeschichte; *Antike Schlachtfelder IV (R. Grosse). — *A. Dieterich, Mutter Erde (K. Latte). — *St. Xanthudides, The Vaulted Tombs of Mesarà (G. Karo).

26 *H. Dragendorff-E. Krüger, Das Grabmal von Igel (C. Watzinger).

Revue Archéologique V. XXI:

Janvier-Mars 1925 C. Emereau, Notes sur les origines et la formation de Constantinople: Les grands centres historiques de la ville. — P. Montet, ☥ La croix ansée des anciens Égyptiens. — W. Deonna, Les sciences auxiliaires de l'archéologie (archéologie, art et métapsychique). — É. Naville, Les temples ptolémaiques et romains. — *J. Capart, L'art égyptienne; *G. Jéquier, Manuel d'archéologie égyptienne; *H. de Genouillac, Premières recherches archéologiques à Kich; *C. R. Williams, Gold and silver jewelry and related objects; *W. B. Cook, Catalogue of the Egyptological Library and the books from the collection of the late Ch. E. Wilbour; *Ch. R. Morey, Sardis V. I; *J. G. Frazer, Le folklore dans l'AT.; *C.-J. Gadd, A Sumerian reading-book; *Prince Omar Toussoun, Les finances de l'Égypte depuis les Pharaons jusqu'à nos jours; *P. Monceaux, Le manichéen Faustus de Milev; *Ch. Diehl, Constantinople; *J. Edgerton, The Panchatantra reconstructed; *G. Groslier, Angkor; *L. Mercier, Ali Ben Abderrahman . . . La Parure des cavaliers et l'Insigne des preux; *G. Soulier, Les influences orientales dans la peinture toscane (S. R.).

Revue Biblique 1925:

1—33 L. H. Vincent, Les fouilles de Byblos (Bericht über den Ertrag der drei ersten Kampagnen von Montet 1921—1923; — I. auf der Akropole ägyptischer Tempel aus dem Beginn des alten Reichs, darin sitzende Statuen des dem Amon angeglichenen „Herrn von Byblos" und der an Isis erinnernden „Herrin von Byblos"; nördlich ein phönizisch-syrischer Tempel, bemerkenswert durch zwei wahrscheinlich gemeinsam ein Bauopfer darstellende Schatzfunde, der eine in situ unter dem Pflaster, der andere gestört in einem Tonkrug, in Art, Gefäßform und Inhalt an das Bauopfer des Šušinak-Tempels in Susa erinnernd; die älteren Stücke wohl dem ägyptischen Tempel entstammend, die jüngeren bis ins frühe Mittlere Reich herabreichend, neben ägyptischem und ägäischem Import überwiegend einheimische Erzeugnisse unter Stileinflüssen verschiedenen, vor allem ägyptischen Ursprungs; — II. 1. auf demselben Plateau die königliche Nekropole, bestehend aus 5 tiefliegenden Felsgräbern, Nr. 1 und 2, dieses unverletzt und außerordentlich reich ausgestattet, der 12. Dynastiean gehörend, 3 älter, 4 — erst 1851 gründlich ausgeraubt — unbestimmbar, 5 — auch geplündert, aber mit unversehrtem Eingang — der Zeit Ramses' II. 1295—1225 zugehörend, enthaltend drei Sarkophage und darunter den durch bemerkenswerte einheimische Reliefs und die sicher gleichzeitige phönizische Inschrift ge-

schmückten des Achiram; 2. Interpretation der Inschrift, paläographische und sprachliche Momente, die die Datierung bestätigen; — mit 5 Tafeln und Plan). G. B.

Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wissensch. Phil.-hist. Kl. 1925:

VIII—XIII U. Wilcken, Der angebliche Staatsstreich Octavians im Jahre 32 v. Chr.

XVII U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Heldensage II.

Theologische Literaturzeitung 50:

9 *E. Sellin, Geschichte des israelitisch-jüdischen Volkes I (J. Meinhold). — *R. Kittel, Geschichte des Volkes Israel (W. Staerk). — *J. Ziegler, Der sittliche Wert des Judentums (G. Beer). —*W. Novack, Schabbat (Sabbat) (G. Beer). — *A. Schulte, Die Psalmen und Cantica (H. Duensing). — *P. Fiebig, Jesu Bergpredigt (M. Dibelius). — *E. de Faye, Origène I (H. v. Soden).

10 *O. G. von Wesendonck, Über georgisches Heidentum (C. Clemen). — *O. Procksch, Die Genesis (J. Meinhold). — *Preuschen-Bauer, Griechisch-Deutsches Wörterbuch z. NT. (A. Debrunner). — *O. Schmitz, Die Christus-Gemeinschaft des Paulus im Lichte seines Genetivgebrauches (E. Lohmeyer). — *G. Horner, Pistis Sophia (C. Schmidt). — *A. von Harnack, Marcion (H. Koch). — *A. v. Harnack, Die Reden Pauls von Samosata . . . (F. Loofs).

11 *H. D. Griswold, The Religion of the Rigveda (R. O. Franke). — *K. Ziegler-S. Oppenheim, Weltentstehung in Sage und Wissenschaft. — *A. Dieterich, Mutter Erde; *J. S. Griffiths, The Exodus in the light of Archaeology (H. Greßmann). — *J. Lindblom, Die literarische Haltung der prophetischen Literatur (F. Horst). — *J. Theiss, F. Delitzsch und seine „Große Täuschung" (J. Meinhold). — *J. Hänel, Alttestamentliche Sittlichkeit (J. Meinhold). — *H. Seeger, Die Triebkräfte des religiösen Lebens in Israel und Babylon (H. Greßmann). — *H. J. Bell, Jews und Christian in Egypt (H. v. Soden).

12 *G. Hölscher, Hesekiel (H. Duensing). — *E. König, Theologie des AT.s (W. Staerk). — *A. Causse, Israël et la Vision de l'Humanité (O. Eißfeldt). — *E. Buonaiuti, Detti extracanonici di Gesù (H. Koch). — *B. Violet, Die Apokalypsen des Esra und des Baruch in deutscher Gestalt (N. Bonwetsch). — *L. Burchardt, Die Legende von Barlaam und Josaphat (G. Ficker).

Tijdschrift v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde 63 1923:

1 1—80 P. Wirz, Dies und jenes über die Sentanier und die Geheimkulte im Norden von Neu-Guinea. — 81—175, 259—401 Alb. C. Kruyt, De Toradja's van de Sa'dan-, Masoepoe- en Mamasa-rivieren (Celebes). — 176—211 H. T. Damsté, Heilige weefsels op Lombok. — 212—26 L. C. Westenenk, Boekit Segoentan en Goenoeng Mahaméroe uit de Sedjarah Melajoe. — 227—30 *Platen-Album bij het Gedenkboek Oud-Batavia (W. Fruin-Mees).

2 402—19 F. H. van de Wetering, De naamgeving op het eiland Rote. — 420—57 K. Weule, Die deutsche Völkerkunde vor, während und nach der Kriegszeit. — 458—73 V. I. van de Wall, Een memorie van een Banda'schen Gouverneur in de 17. eeuw (Jacob Cops). — 474—512 W. Ph. Coolhaas, Kroniek van het rijk Batjan. — 513—48 E. H. B. Brascamp, Houtleveranties onder de O. I. Comp. — 549—55 J. de Ligny, Legendar. herkomst der kamfer Baroes.

64 1924:

1 1—172 Alfred Maas, Sternkunde und Sterndeuterei im malaiischen Archipel. — 173—95 M. A. Bouman, Ethnogr. aant. omtr. de Gouvernementslanden in de boven-Kapoeas, westerafd. van Borneo. — 196—206 P. V. van Stein Callenfels, De Kṛṣṇayana aan Pantaran (Tempel-Reliefs). — 207—226 W. Fruin-Mees, Een Bantamsch Gezantschap naar Engeland in 1682. — 227—91 F. D. K. Bosch, Het Lingga-heiligdom van Dinaja. W. P.

Ungarische Jahrbücher IV 1924:

3—4 261—334 J. Markwart, Ein arabischer Bericht über die arktischen (uralischen) Länder aus dem 10. Jahrh. (mit sehr reichhaltigem, an Einzelheiten reichen Kommentar). — 335—52 Gy. Printz, Die Siedlungsformen Ungarns. — 405—07 K. Schünemann, Zur Herkunft der Siebenbürger Székler (auf Grund der bisherigen Forschungen läßt sich nur vermuten, daß die Székler wahrscheinlich „ein türkisches Volk sind, das vor dem Jahre 1100 nach Ungarn gelangt sein muß").

V 1925:

1 1—24 V. Thomsen, Aus Ostturkestans Vergangenheit (eine aus den Jahren 1914/15 stammende, mit literarischen Hinweisen ergänzte, eingehende Übersicht über die Expeditionen und ihre Ergebnisse in literarischer, sprachlicher und historischer Hinsicht; von H. H. Schaeder aus Thomsens Saml. Afhandl. III 293—324 übersetzt). — R. Gragger, Die ungarische Universität. — 41—48 W. Bang, Turkologische Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut. 1. Hegemonius-Fragen. Κελεφός = kelepen des Codex Cumanicus. Eine unbekannte Quelle dieses Kodex (behandelt mit sachlichen und sprachlichen Ausführungen ein Prosastück des Cod. Cuman. Kuun, S. 164 mit Beifügung eines schönen Facsimiles). — 49—55 H. Junker, Türkisch šïmnu 'Ahriman' (Herleitung des türkischen Wortes aus dem Nord-iranischen unter Berücksichtigung der Schrift- und Lautgeschichte). — L. v. Buday, Neuere Bestrebungen zur Förderung des Handwerks in Ungarn. — *V. Thomsens Gesammelte Abhandlungen (H. H. Schaeder). — Statistisches über die ungarische Sprache (höchst interessante und auf anderen Gebieten weiter zu übende, auf diesem auch zu wiederholende Statistiken über das Verhältnis von Vokal und Konsonant im ungarischen (und anderen Sprachen), sowie über das Verhältnis einheimischer und entlehnter Wörter in der Rede [Tolnai]). — *A. Solymossy, Mese a jávorfáról. — *L. Mackensen, Das Märchen vom singenden Knochen. — *J. Bolte, J. Pauli, Schimpf und Ernst. — *W. Anderson, Kaiser und Abt (E. Mór). — *Diculesen, Wandalen und Goten in Ungarn und Rumänien (L. Schmidt). E. Lewy.

Zeitschrift für Indologie und Iranistik, hrsg. v. Wilhelm Geiger. Bd. 3, H. 2. Leipzig 1925.

163—78 H. Lommel, Awestische Einzelstudien (Forts. von Bd. I 16 ff. II 204 ff.: 1. aw. *nas-, naš-* [aw. *nāš*, mit *niš* gehört zur √*nas verschwinden*]. 2. aw. *fra-vaz* [Bedeutung: *fliegen*]. 3. aw. *baošnāsča*, Akk. Pl. von *baošnah-* oder *baošnā* [hat *š* für *χš* gemäß der jüngeren Sprache; diese Schreibung ist auch sonst häufiger im jAw. anzunehmen]. 4. *gouru.zaoθra-*, Yt. 10, 113 [das Vorderglied entspricht nicht ai. *guru*, sondern ai. *ghora schrecklich*]. 5. Yt. 9, 26. 6. Doppel-yod als arsakidische Schreibung für *y* consonans. 7. aw. *zoyono- Waffe* [St. *zaēna* erweist sich als allein berechtigt durch metrische Analyse gegenüber der Annahme von gleichbedeutendem *zaya-*]). — 179—86 H. Sköld, Woher stammen die ossetischen Lehnwörter im Ungarischen? (Nach Meinung des Verf. aus dem älteren Ostossetischen). — 187—200 W. Neisser, Altindisch *stáuti/stave.* (Präsentia des ai. Typus *stauti* [mit kurzem *u* in der Tiefstufe] haben ursprüngliches *au* für vorindisches *o*, wahrscheinlich vom Perfektum her). — 201—11 H. Zimmer, Zum Mahāvastu-Avadāna. (Das Mahāvastu-Avadāna ist nicht ein Pseudovinayawerk, sondern gehört entsprechend seiner Natur als avadāna [=*nidāna Bindung, Grundursache*] rite zum Vinaya). — 212—34 K. F. Johansson, Die Skr.-Wz. *phaṇ* und *phāṇṭa-* (ai. *phaṇ* heißt nicht *sich bewegen*, sondern *schäumen, gerinnen, aufschwellen* und steht in Beziehung zu *phal; phāṇṭa-* ist nicht Partiz. Pf. Pass. dazu, sondern ein Nomen *Verdickung, Anschwellung*). — 235—79 M. Lindenau, Die Skambhahymnen des Atharvaveda (Übersetzung und Interpretation von AV. X, 7 und 8.) —

280—318 O. Stein, Σῦριγξ und *suruṅgā* (vom Standpunkt der Indologie wie von dem der griechischen Philologie und Altertumswissenschaft gleich wichtige Untersuchung über das Vorkommen des Wortes. Gr. σῦριγξ, in der älteren Literatur *Flöte*, vom 2. Jh. v. Chr. an auch *unterirdischer Graben*, wurde ins Indische entlehnt: ai. *suruṅgā*; Belege nicht vor dem 3. bzw. 5. Jh.; kommt auch im Kauṭilīya Arthaśāstra vor und bildet deshalb ein weiteres Verdachtsmoment gegen das angeblich so hohe Alter [4. Jh. v. Chr.] dieses Werkes). W. L.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Adler, P.: Sachwörterbuch zur japanischen Literatur.
*Adler-Revon: Japanische Literatur. Geschichte u. Auswahl von den Anfäng. bis zur neuest. Zeit.
*Assyria and Babylonia. A List of References in the New York Publ. Library. Compiled by Ida A. Pratt under the direction of Richard Gottheil.
*Baalbek. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen i. d. J. 1898—1905. Hrsg. von Th. Wiegand. 3. Bd.
Baudot, Dom: Dictionnaire d'Hagiographie mis à jour à l'aide des travaux les plus récents.
Beck, W.: Das Individuum bei den Australiern. Ein Beitrag z. Problem der Differenzierung primitiver Gesellschaftsgruppen, im Zusammenhang mit dem psychologischen Problem der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung.
*Beckh, H.: Der Hingang des Vollendeten. Die Erzählung von Buddhas Erdenabschied und Nirvana. (Mahâparinibbânasutta des Palikanons). Übersetzt und eingeleitet.
*Bertholet, A.: Die gegenwärtige Gestalt des Islams.
*Boeck, K.: Indische Wunderwelt. Reisen und Erlebnisse in Britisch-Indien und auf Ceylon.
*Boerschmann, E.: Chinesische Architektur. Zwei Bände.
Cerulli, E.: Note su alcune popolazioni Sidama dell'Abissinia meridionale. I. I Sidama orientali.
*Collard, P.: Cambodge et Cambodgiens. Métamorphose du Royaume Khmêr par une Méthode Française de Protektorat.
*Diehl, E.: Inscriptiones Latinae Christianae Veteres II, 1.
*Ehrentreu, E.: Untersuchungen über die Massora, ihre geschichtliche Entwicklung und ihren Geist.
Eitrem, S.: Papyri Osloenses. Fasc. 1. Magical Papyri.
Erman, Ad. und H. O. Lange: Papyrus Lansing. Eine ägyptische Schulhandschrift der 20. Dynastie. Hrsg. und erklärt.
Esper, E. A.: A Technique for the Experimental Investigation of Associative Interference in Artificial Linguistic Material.
Études Asiatiques. Publ. à l'occasions du vingt-cinquième anniversaire de l'école française d'extrême-Orient par ses membres et ses collaborateurs. Tome I u. II.
*Feldmann, F.: Das Buch Isais. Übersetzt und erklärt. Erster Halbband, I. Teil. (Kap. 1—39.)
*Felten, J.: Neutestamentliche Zeitgeschichte, oder Judentum und Heidentum zur Zeit Christi und der Apostel. 2. u. 3. Aufl., zwei Bände.
*Forke, A.: Der Ursprung der Chinesen auf Grund ihrer alten Bilderschrift.
*Friedrich, J.: Aus dem hethitischen Schrifttum. Übersetzungen von Keilschrifttexten aus dem Archiv von Boghazköi. 2. Heft: Religiöse Texte.
Grohmann, A.: Allgemeine Einführung in die arabischen Papyri nebst Grundzügen der arabischen Diplomatik.
*Hölscher, G.: Die Ursprünge der jüdischen Eschatologie.
*Jeremias, A.: Babylonische Dichtungen, Epen u. Legenden.
Jirku, A: Das Alte Testament im Rahmen der altorientalischen Kulturen.
*Junker, H.: Ermenne. Bericht über die Grabungen der Akademie der Wissenschaften in Wien auf den Friedhöfen von Ermenne (Nubien) im Winter 1911/12. Mit einem Abschnitt von Hans Demel.
Jüthner, J.: Servius zu Vergils vierter Ekloge.
Karpelès, A.: Les Larmes du Cobra. Légendes de Lanka. Recueillies par Enid Karunaratné. Traduites et illustrées.
*Kittel, R.: Gestalten und Gedanken in Israel, Geschichte eines Volkes in Charakterbildern.
*Krom, N. J.: L'Art Javanais dans les Musées de Hollande et de Java. Ars Asiatica VIII.
*Litten, W.: Persische Flitterwochen.
*Mercer, S.: The Recovery of Forgotten Empires.
*Moreland, W. H., u. P. Geyl: Jahangir's India. The Remonstrantie of Francisco Pelsaert. Transl. from the Dutch.
*Mowinkel, S.: Psalmenstudien. VI. Die Psalmdichter.
Niedermayer, O. von: Unter der Glutsonne Irans. Kriegserlebnisse der deutschen Expedition nach Persien und Afganistan.
*Noguchi, Y.: Hiroshige. Traduit de l'anglais par Mlle M.-E. Maitre, agrégée de l'Université.
*—: Kôrin. Traduit de l'anglais par Mlle M.-E. Maitre, agrégée de l'Université.
*Oštir, K.: Vorindogermanische (=alarodische) Zahlwörter auf dem Balkan.
*Overbeck, H.: Malaiische Erzählungen. Romantische Prosa — Lustige Geschichten — Geschichten vom Zwerghirsch. Aus dem Malaischen übertragen.
*Philby, H.: Das geheimnisvolle Arabien. Entdeckungen und Abenteuer.
Piquet, V.: Le Peuple Marocain. Le Bloc Berbère. Ouvrage honoré d'une subvention de la Résidence Générale de la République Française au Maroc.
*Puxley, W. L.: Wanderungen im Queenslandbusch. Übertragen von Hildegard Kühn.
*Read, F. W.: Egyptian Religion and Ethics.
Revue des Études Slaves. Tome cinquième, Fasc. 1 u. 2.
*Rohde, H.: Der Kampf um Asien. I. Bd.: Der Kampf um Orient und Islam. II. Bd.: Der Kampf um Ostasien und den Stillen Ozean.
*Rosen, F.: Persien in Wort und Bild.
*Sarre, F.: Die Keramik von Samarra. Unter Mitwirkung von Ernst Herzfeld. Mit Beiträgen vom Materialprüfungsamt der Technischen Hochschule Berlin und von Dr. Hans Arnold.
Schlatter, A.: Geschichte Israels von Alexander dem Großen bis Hadrian. 3. neu bearb. Ausgabe.
*Schmidt, Valdemar: Af et langt Livs Historie. 1836—1925. Gennemset af Carl Dumreicher.
*Sellin, E.: Einleitung in das Alte Testament. 4. neu bearb. Aufl.
*Steindorff, Ulrich: Märchen und Geschichten der alten Ägypter. In deutscher Sprache herausgegeben.
Sulzbach, A.: Targum Scheni zum Buch Esther. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen.
*Volz, P.: Die biblischen Altertümer. 2. Aufl. mit Nachträgen.
Wilhelm, R.: Die Seele Chinas.
Wininger, S.: Große jüdische National-Biographie mit mehr als 8000 Lebensbeschreibungen namhafter jüdischer Männer und Frauen aller Zeiten und Länder. Ein Nachschlagewerk für das jüdische Volk und dessen Freunde. I. Bd.: Abarbanel-Czernowitzer, Lief. 1—4.

Mit je einer Beilage der Verlagsfirmen H. Haessel, Leipzig, und Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski (Zuschriften an den Verlag erbeten).

VERLAG VON OTTO HARRASSOWITZ, LEIPZIG

In meinem Kommissionsverlag erschien und wurde mir zum ausschließlichen Vertrieb außerhalb Rußlands übergeben:

PAPYRI
RUSSISCHER UND GEORGISCHER SAMMLUNGEN

hrsg. von

GREGOR ZERETELI

Bd. I: Literarische Texte bearb. v. G. Zereteli und O. Krueger
Tiflis 1925. Fol. Lithographie. 20.— Mark.

Unter der Aegide des bekannten und verdienstvollen russischen Paläographen Professor Gregor Zereteli war bereits vor dem Kriege die Herausgabe aller in den Sammlungen Rußlands und Georgiens befindlichen

griechischen und lateinischen Papyri

geplant. Nach langjährigen Vorarbeiten und nach Überwindung großer materieller Schwierigkeiten liegt jetzt der erste Band des Werkes vor, das in dankenswerter Weise die Papyri der Sammlungen **Golenischev, Lichačov, Zereteli, Turajev,** sowie der **Russischen Akademie der Wissenschaften,** der **Öffentlichen Bibliothek** und der **Eremitage** in Leningrad der gelehrten Forschung erschließt und dabei vieles bisher unbenutztes und unveröffentlichtes Material bringt.

Das vollständige Werk wird voraussichtlich 5 Bände umfassen, deren Material sich auf folgende Gebiete verteilen wird:

Ptolemäische und frührömische Urkunden und Briefe
Spätrömische und byzantinische Texte (u. a. auch der arab. Epoche)
Papyri aus der Kanzlei des arabischen Statthalters Korra-ben-Scherisch
Ostraka, Mumienetiketten usw.
Literarische Texte.

Soeben erschien:

Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins

Herausgeg. für den geschäftsführenden Ausschuß von Professor D. **Carl Steuernagel**

48. Band (1925)

In zwei Doppelheften. IX, 434 Seiten mit 51 Tafeln u. 95 Abbild. im Text. 8°. M. 20.—

Inhalt:

Steuernagel, C.: Der 'Adschlun.
Windisch, H.: Die ältesten christl. Palästinapilger.
Fast, Th.: Nachrichten aus Palästina.
Berichte: 1. Blankenhorn, M.: Die meteorologischen Stationen des DPV.
2. Steuernagel, C.: Die politische und wirtschaftliche Entwicklung Palästinas.
Alt, A.: Studien aus dem Deutschen evang. Institut für Altertumswissenschaft in Jerusalem: 36. Ein vergessenes Heiligtum des Propheten Elias. 37. Zwei samaritanische Inschriften.
Krauss, S.: Ein Eroberer Jerusalems, der unbekannt ist.
Nachrichten aus Palästina.
Bücherbesprechungen. — Zeitschriftenschau.
Vereinsnachrichten u. geschäftliche Mitteilungen.

Daraus einzeln:

Der 'Adschlun

Nach den Aufzeichnungen von Dr. G. Schumacher, Baurat in Haifa*

beschrieben von Prof. D. **Carl Steuernagel**

Bietet die erste, auf genauer Vermessung und Durchforschung des 'Adschlun beruhende, eingehende Beschreibung des östlich vom Jordan zwischen dem Jarmuk und Jabbok gelegenen Gebietes, also der Nordhälfte des biblischen Gilead. Der erste, allgemeine Teil beschreibt die Bodengestaltung und Natur des Landes, verfolgt seine Besiedlung und Kultur von der vorgeschichtlichen Zeit bis zur Gegenwart und charakterisiert eingehend die gegenwärtigen Verhältnisse. Der zweite Teil bringt eine genaue Einzelbeschreibung der verschiedenen Teile des Landes. Den Abschluß wird ein etwa 12 Bogen umfassendes Namenverzeichnis für das ganze nördliche Ostjordanland bilden.

Das Buch ist mit 85 Tafeln und 127 Textabbildungen ausgestattet. Es erscheint in vier Lieferungen. Lief. 1 u. 2 gelangten bereits zur Ausgabe, Lief. 3 erscheint etwa Frühjahr, Lief. 4 voraussichtlich im Herbst 1926. Abnahme der ersten Lieferung verpflichtet zum Bezug sämtlicher Lieferungen.

Subskriptionspreis des vollständigen Werkes voraussichtlich M. 40.—, der Lieferung etwa M. 10.—. Nach Erscheinen der dritten Lieferung wird die Subskription geschlossen und der Preis für den Sonderdruck um etwa 25% erhöht.

VERLAG DER J. C. HINRICHS'schen BUCHHANDLUNG / LEIPZIG

VERLAG DER ASIA MAJOR / LEIPZIG
Kurprinzstraße 14

DIE OSTKANAANÄER

Eine philologisch-historische Untersuchung über die Wanderschicht der sogenannten Amoriter in Babylonien

Von

TH. BAUER

Die Abhandlung versucht, wie schon der Titel zeigt, die Aufgabe, die die sogenannten Amoriter der wissenschaftlichen Forschung stellte, anders zu lösen als bisher. Während man im allgemeinen eine große ethnische Einheit Amoriter annahm, deren Geschichte man ca. 1500 Jahre lang verfolgen zu können glaubte, weist der Verfasser nach, daß von einer solchen Einheit keine Rede sein kann.

Das Buch zerfällt in zwei Teile, einen längeren philologischen und einen kürzeren historischen. Jener sammelt alle westsemitischen („amoritischen") Namen aus der Zeit der 1. bahylonischen Dynastie und versucht, trotz des relativ sehr geringen Materials, eine grammatische Skizze der ihnen zugrunde liegenden Sprache zu zeichnen. Dabei ergibt sich, daß diese Sprache mit dem ältesten uns bekannten Hebräisch, wie es uns u. a. einige archaische nomina propria zeigen, sehr eng verwandt ist. Bemerkenswert ist, daß der status constr. noch vokalisch auslautet. Als besondere Eigentümlichkeit ist ferner anzuführen, daß neben dem stat. abs. und constr. noch ein dritter status vorhanden ist, der (wie im Akkadischen) den reinen Stamm gibt und als charakteristische Form der Eigennamen gebraucht wird.

Ein Glossar, nach Wurzeln geordnet, registriert hauptsächlich die Komponenten der zusammengesetzten (vorwiegend theophoren) Namen.

Der historische Teil unterzieht die bisherige Ansicht einer eingehenden Kritik und kommt zu dem Ergebnis, daß im dritten vorchristlichen Jahrtausend ein Reich Amurru im Westen Babyloniens und Mesopotamiens nicht existiert hat, ein MAR-TU der Inschriften der Zeit vielmehr im Osten von Babylonien zu suchen ist, dessen Bewohner Namen führen, die mit den sogenannten westsemitisch-amoritischen keine Ähnlichkeit haben. Die 1. babylonische (Ḫammurabi-)Dynastie kann ebenfalls nicht für amoritisch gelten. Die Träger der westsemitischen Eigennamen tauchen erst ganz kurz vor Sumu-abum, dem ersten Könige der genannten Dynastie, auf und sind von Osten her in Babylonien eingedrungen. Die Gründe, die dafür sprechen sollen, diese Invasion als amoritisch anzusprechen, werden als nicht stichhaltig erwiesen.

Der Umfang des Buches beläuft sich auf 13 Bogen (z. T. doppelspaltig) im Quartformat.

Der Preis des Buches beträgt 20.— Gm.

Buchdruckerei für fremde Sprachen Max Schmersow, Kirchhain N.-L.